

2. Universitätslehrgang (2004-2006)
„Tiergestützte Therapie und tiergestützte Fördermaßnahmen“
Veterinärmedizinische Universität Wien
Tiere als Therapie
Veterinärplatz 1
1210 Wien

DIE PLURALISTISCHE GESELLSCHAFT UND IHRE HUNDE



Von Dorothea Hieger
Matrikelnummer: 9951525
Wien, August 2006

Ich versichere,

dass ich diese Hausarbeit selbständig verfasst, andere als die angegebenen Quellen und Hilfsmittel nicht benutzt und mich keiner unerlaubten Hilfe bedient habe!

dass ich dieses Hausarbeitsthema bisher weder im In- noch im Ausland in irgendeiner Form als Prüfungsarbeit vorgelegt habe.

dass diese Arbeit mit der, von dem/ der BegutachterIn beurteilten Arbeit übereinstimmt.

Datum

Unterschrift

1 Inhaltsverzeichnis

1	Inhaltsverzeichnis.....	
2	Einleitung	- 1 -
3	Geschichte und Ursprung des Hundes (CANIS FAMILIARIS).....	- 3 -
3.1	Systematik	- 3 -
3.2	Verschiedene Abstammungstheorien.....	- 5 -
3.2.1	Graf von Buffon (1707- 1788) - „Der Urhund“	- 5 -
3.2.2	Johann Anton Güldenstädt (1745- 1781) - „Schakalae Historia“	- 6 -
3.2.3	Peter Simon Pallas (1741- 1811) – „Canis aureus“	- 7 -
3.2.4	Charles Darwin (1809- 1882).....	- 8 -
3.2.5	Theophil Studer (1845- 1922) - „Canis ferus“	- 9 -
3.2.6	Raymond und Lorna COPPINGER: Selbstdomestikation der Hunde durch natürliche Selektion	- 10 -
4	Die Entwicklung der Rassen	- 12 -
4.1	Morphologie	- 12 -
4.2	Einteilung nach Gewicht	- 12 -
4.3	Entstehung der Rassehundezucht	- 13 -
4.4	Rassehundezucht heute	- 13 -
4.5	Rassetypisches Verhalten.....	- 14 -
4.6	Verwendungszwecke.....	- 14 -
4.6.1	Begleithunde.....	- 14 -
4.6.2	Gebrauchshunde	- 14 -
5	Menschen und Hunde.....	- 17 -
5.1	Die Domestikation.....	- 17 -
5.2	Die Bindung zwischen Hund und Mensch.....	- 18 -
5.3	Der Dialog zwischen Mensch und Hund.....	- 21 -
5.4	Allgemeine Auswirkungen von Hunden auf den Menschen.....	- 24 -
5.4.1	Hunde als Wirtschaftsfaktor	- 24 -
5.4.2	Hunde als Helfer des Menschen.....	- 25 -
5.4.3	Hunde als Ersatz für zwischenmenschliche Beziehungen	- 26 -
5.4.3.	Hunde als Gefahrenquelle	- 27 -
6	Hunde und ihre positiven Wirkungen auf den Menschen	- 29 -
6.1	Physiologische Wirkung	- 29 -
6.2	Psychische Wirkung	- 30 -
6.3	Soziale Wirkung	- 30 -
6.4	Hunde und ihre Wirkung auf Kinder.....	- 31 -
6.5	Hunde und ihre Wirkung auf Jugendliche.....	- 34 -
6.6	Hunde und ihre Wirkung auf alte Menschen	- 50 -
6.6.1	Aktivierung, Aktivierende Pflege.....	- 51 -
6.6.2	Rehabilitation	- 52 -
6.6.3	Die Förderung kognitiver Prozesse durch Hunde	- 55 -
6.6.4	Die Förderung emotionaler Prozesse durch Hunde.....	- 56 -
6.6.5	Die Förderung sozialer Integration durch Hunde.....	- 57 -

7	Lebensformen zwischen Mensch und Hund	- 58 -
7.1	Mutualismus	- 58 -
7.2	Parasitismus.....	- 58 -
7.3	Amensalismus	- 59 -
7.4	Kommensalismus	- 59 -
7.5	Dulosis.....	- 59 -
8	Schlussbetrachtung.....	- 66 -
9	Zusammenfassung.....	- 68 -
10	Zu meiner Person	- 69 -
11	Literaturverzeichnis.....	- 70 -

Für alle Jimmys und Pepos dieser Welt

2 Einleitung

„Dasjenige unter allen nicht menschlichen Lebewesen, dessen Seelenleben in Hinsicht auf soziales Verhalten, auf Feinheit der Empfindungen und auf die Fähigkeit zu wahrer Freundschaft dem Menschen am nächsten kommt, also das im menschlichen Sinne edelste aller Tiere, ist eine vollwertige Hündin.“

Konrad Lorenz (1959)

Wir leben in einer pluralistischen Gesellschaft. Einer Gesellschaft, die von Schnelldigkeit, Vielfaltigkeit, Innovationen und individuellem Wertewandel geprägt ist.

Auf der (krampfhaften) Suche nach Individualität beschreiten wir einen Weg der pausenlosen Veränderungen, einen Weg des Werteverlustes, der Extreme, aber auch der Anonymität, was zu Desorientierung und zu sozialer und vertikaler Mobilität führt.

Man könnte auch sagen: Auf der Suche nach „Persönlichkeit“, werden wir immer „unpersönlicher“.

Eine pluralistische Gesellschaft wird wie folgt charakterisiert:

(lat.) Begriff für nebeneinander bestehende, unterschiedliche Weltanschauungen und Lebenskonzepte innerhalb einer Bevölkerung. Das Tolerieren zum Teil gegensätzlicher Wertvorstellungen und stark voneinander abweichender Lebensstile ermöglicht dem einzelnen Individuum großen persönlichen Entfaltungsspielraum. Es birgt aber die Gefahr einer abnehmenden sozialen Identifikationsmöglichkeit und wachsenden Orientierungslosigkeit in sich, die zu Verhaltensunsicherheit und Identitätsstörungen führen kann. (www.socioweb.de)

Doch warum sind Hunde in unserer Gesellschaft so populär? Welche Rolle spielen diese Tiere in unserem Leben? Welcher Zusammenhang besteht zwischen Hunden und der Entwicklung unserer Gesellschaft und jedem Einzelnen? Dazu müssen wir uns auch die Frage stellen: Wer oder was ist ein Hund? Wie und warum fand dieses Wesen den Weg an die Seite des Menschen?

Diese Arbeit geht daher der Frage nach, was die Beziehung zum Hund über unsere Gesellschaft aussagt.

3 Geschichte und Ursprung des Hundes (CANIS FAMILIARIS)

3.1 Systematik

Reich (Kingdom): Tiere (Animalia)

Stamm (Phylum): Wirbeltiere (Chordata)

Klasse: Säugetiere (Mammalia)

Unterklasse: Höhere Säugetiere (Eutheria)

Überordnung: Laurasiatheria

Ordnung: Raubtiere (Carnivora)

Überfamilie: Hundartige (Canoidea)

Familie: Hunde (Canidae)

Tribus: Echte Hunde (Canini)

Gattung: Canis

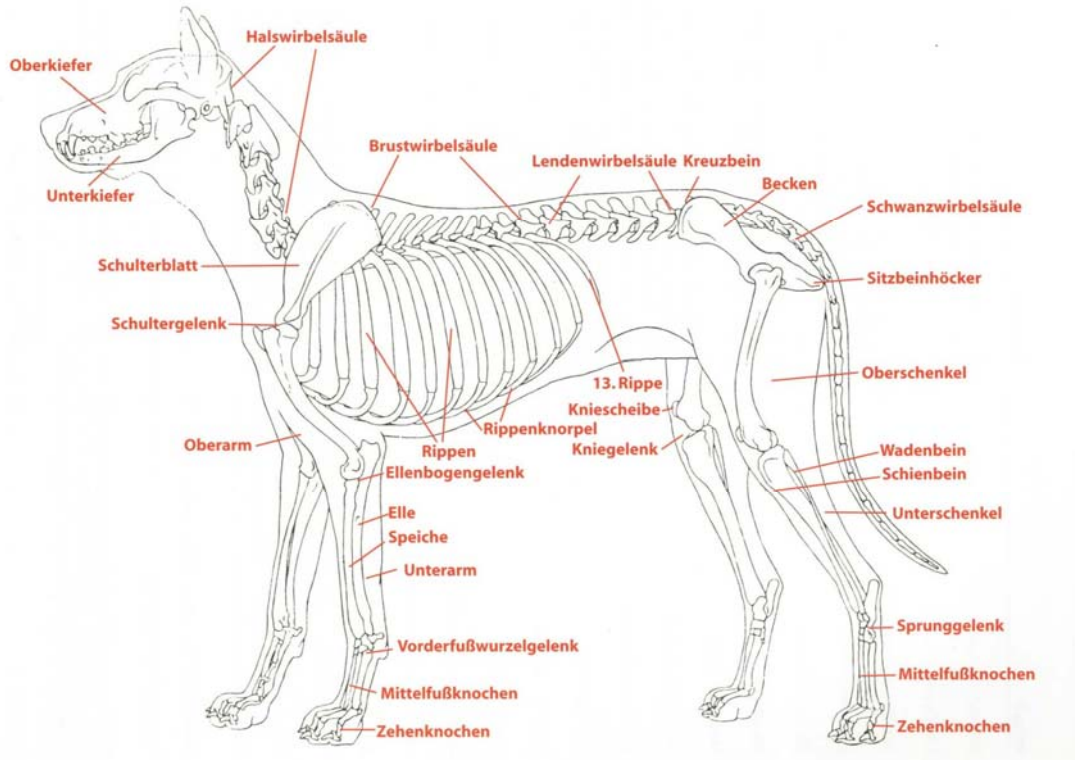
Art: Wolf (Canis lupus)

Unterart: Haushund (Canis familiaris)

Canidae, die Raubtierfamilie, von der Hunde und Wölfe abstammen, entwickelte sich vor etwa 60 Millionen Jahren aus prähistorischen Säugetieren. Generell gilt Cynodictis, ein Tier mit einem langen Körper, säbelförmigem Schwanz und kurzen Beinen als Vorfahr aller Hundartigen, darunter auch Wolf und Fuchs. Der Haushund (*Canis familiaris*) lässt sich auf Miacis zurückführen, ein wieselartiges Raubtier, das vor etwa 50 Millionen Jahren lebte. Vermutlich ist aber Tomarctus, ein fuchsähnliches Tier, das 35 Millionen Jahre später erschien, der wahre Vorfahr unserer Hunde. Im mittleren Pleistozän, vor einer Million Jahren, war Tomarctus wieder verschwunden, und heute ist man sich darüber einig, dass alle Hunde vom Wolf (*Canis lupus*) abstammen. (vgl. PALMER 2004, 7ff)

Hunde stammen zwar vom Wolf ab, haben jedoch im Zuge der Domestikation spezifische Eigenschaften entwickelt. Hunde sind als *die* Haustiere des Menschen, die enge Sozialpartner

wurden, an das Zusammenleben mit ihm angepasst, haben also völlig andersartige ökologische Bedürfnisse als Wölfe.

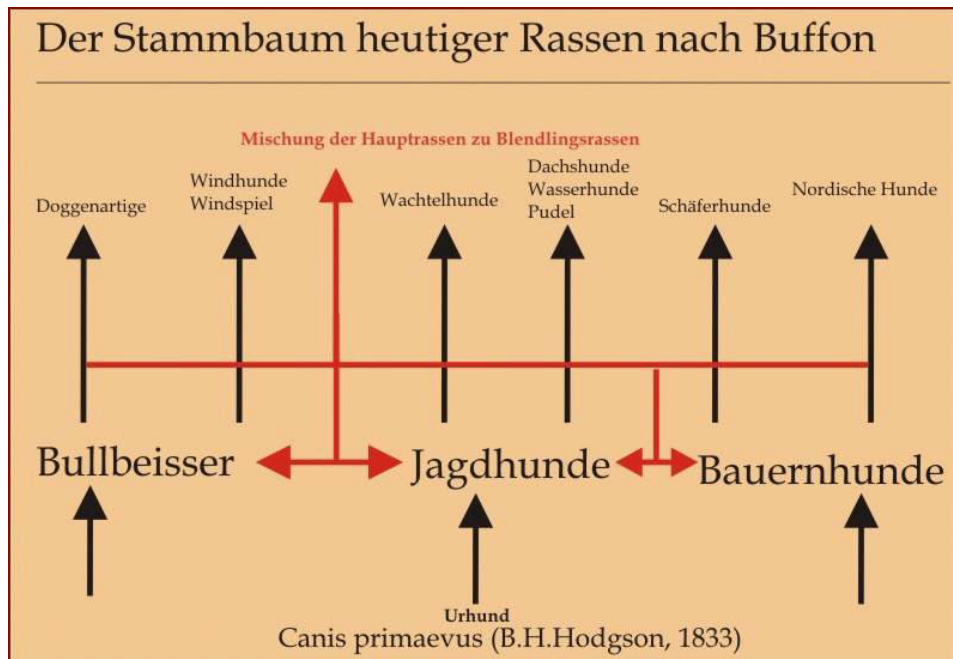


Physiologische Darstellung – Hund (KUMHERA 2005, 4)

3.2 Verschiedene Abstammungstheorien

3.2.1 Graf von Buffon (1707- 1788) - „Der Urhund“

Buffon schließt in sein 1755 erschienenes Werk „Histoire naturelle“ den Wolf als Stammvater des Hundes ausdrücklich aus. Gleiches gilt für Schakal, Koyote und andere, zu diesem Zeitpunkt bekannte Caniden. Er führt die Hunde auf einen, in seiner ursprünglichen Gestalt nicht mehr existierenden, Urhund zurück. (vgl. www.hundekosmos.de)

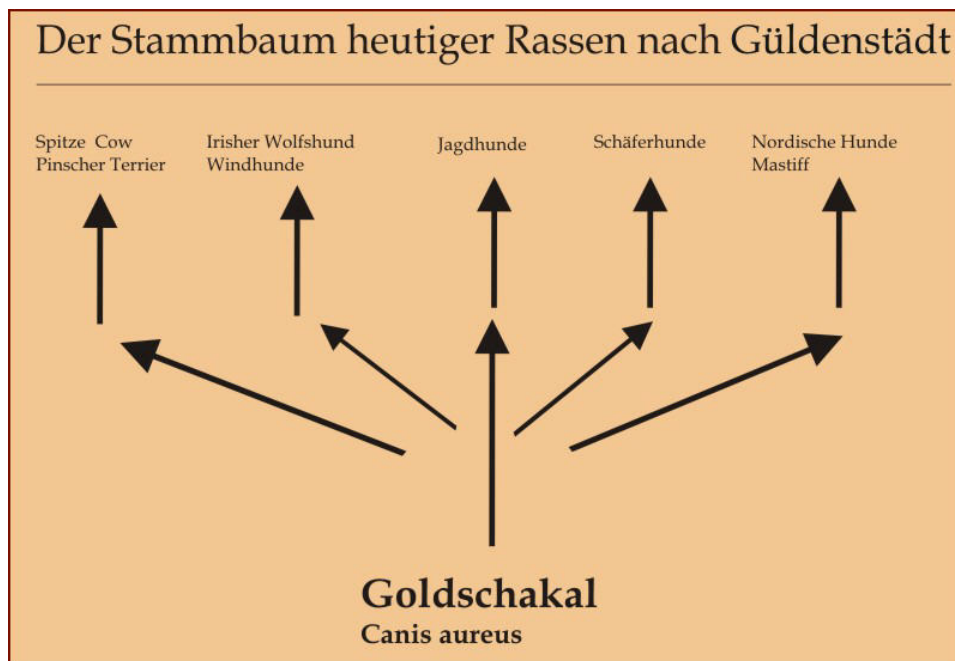


(www.hundekosmos.de)

3.2.2 Johann Anton Güldenstädt (1745- 1781) - „Schakalae Historia“

Güldenstädt veröffentlicht 1776 seine „Schakalae Historia“ und erklärt den Schakal zum einzig möglichen Stammvater aller Haushunde. (vgl. www.hundekosmos.de)

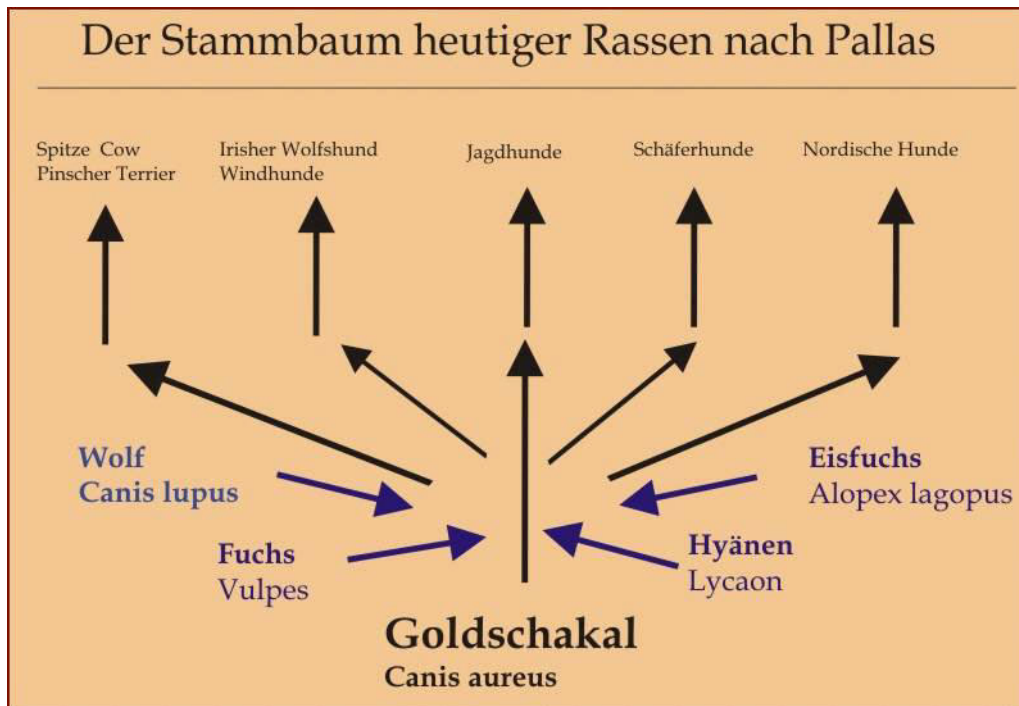
Auch Konrad Lorenz war lange der Meinung, dass der Hund vom Goldschakal abstamme (*aureusblütig*). (vgl. LORENZ 1965, 7ff) Mit Ausnahme einiger weniger (z.B.: Chow-Chows, Eskimo- und Samojudenhunde), für die er eine Einkreuzung von Wolfsblut annahm (*lupusblütig*). (vgl. FEDDERSEN- PETERSEN 2004, 25)



(www.hundekosmos.de)

3.2.3 Peter Simon Pallas (1741- 1811) – „Canis aureus“

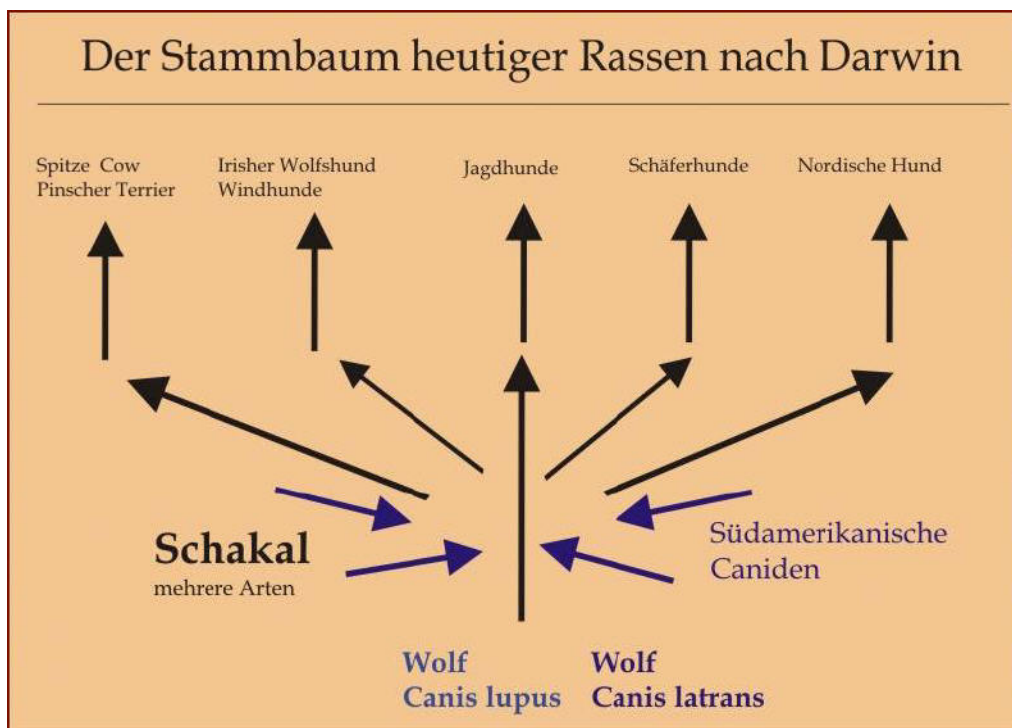
Ebenfalls im Jahre 1776 erklärt Pallas den Schakal zum Stammvater des Hundes (die Arbeit Gldenstdts scheint ihm nicht bekannt gewesen zu sein). Fuchs, Wolf, Hyne und andere Stammeltern sollen mit dem gezähmten Schakal vermischt worden sein und schließlich so moderne Hunderassen hervorgebracht haben. (vgl. www.hundekosmos.de)



(www.hundekosmos.de)

3.2.4 Charles Darwin (1809- 1882)

In seinem 1868 erschienenem Buch „Das Variieren der Tiere und Pflanzen im Zustand der Domestikation“ kommt Darwin zu dem Schluss, der Haushund stamme von zwei *guten* Arten des Wolfes ab, dem *Canis lupus* und dem *Canis latrans*. Darüber hinaus sollen noch südamerikanische Caniden und der Schakal ihren Beitrag zu bestimmten Hunderassen geleistet haben. (vgl. www.hundekosmos.de)

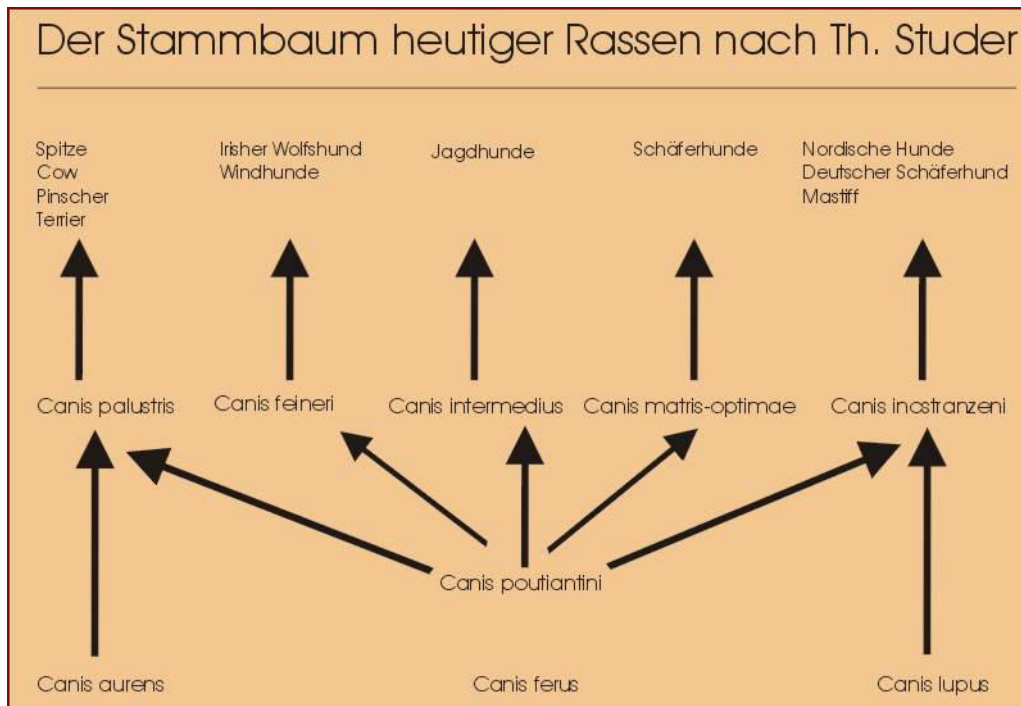


(www.hundekosmos.de)

3.2.5 Theophil Studer (1845- 1922) - „Canis ferus“

1901 beschrieb Studer den Canis ferus, einen Windhund, der parallel zu Wolf, Schakal und anderen Wildhundarten in Eurasien gelebt haben soll, als Stammvater. Dieser Urhund konnte allerdings nie nachgewiesen werden. Alle vermeintlichen Funde erwiesen sich nach genauer Untersuchung als Reste von Wölfen, Schakalen oder anderen Caniden.

(vgl. www.hundekosmos.de)



(www.hundekosmos.de)

3.2.6 Raymond und Lorna COPPINGER: Selbstdomestikation der Hunde durch natürliche Selektion

Das Ehepaar Ray und Lorna Coppinger akzeptiert, dass Hunde vom Wolf abstammen, aber sie vertreten die Meinung, dass Hunde zu einer eigenständigen Spezies wurden. Wolf und Hund haben einen gemeinsamen Vorfahren, der ausgestorben ist. Der Hund ist somit das Ergebnis einer eigenen (kurzen) Evolutionsgeschichte. (vgl. COPPINGER 2001, 297)

Sie bestreiten die weit verbreitete Annahme der **künstlichen Selektion** des Wolfes durch den Menschen mit der „Pinocchio- Theorie“. Diese geht davon aus, dass ein Wolfsjunges in die Menschenfamilie aufgenommen, gezähmt, abgerichtet und mit auf die Jagd genommen wird. Nachdem man das viele Generationen lang so gemacht hatte, wurden aus den Wölfen Hunde. Erich Klinghammer, Psychologe und Verhaltensforscher, ist Gründer und Direktor des Wolf Park. Er gehört zu den wenigen Experten für Wolfszähmungen weltweit.

Seine jahrelangen Versuche, Wolfsjunge zu sozialisieren wie Hunde, sind bis zu einem gewissen Grad gescheitert. Die Aufzucht von Hand ist eine aufwändige, Zeit raubende Prozedur, die aber notwendig ist, um überhaupt Routinearbeiten (Fütterung, Reinigung der Käfige,...) durchführen zu können. Wölfe sind keine Tiere, die leicht zu zähmen oder leicht zu trainieren sind. Man kann Wölfen beibringen, einige wenige zahme Verhaltensweisen zu zeigen (z. B.: keine Scheu vor Menschen), muss aber bedenken, dass man viele wildlebende Tiere zähmen und mit ihnen spielen kann, solange sie jung sind; doch mit Einsetzen der Pubertät kommen bei den meisten die Instinkte und Verhaltensweisen des Wildtieres wieder durch. Abgesehen davon können Wölfe ihre erlernten (zahmen) Fähigkeiten nicht weitervererben.

Hunde sind von ihrer genetischen Veranlagung leicht zu zähmen und zu trainieren. Hunde sind zahm. Und das ist genetisch gesehen ein Riesenunterschied. (vgl. COPPINGER 2001, 41 ff)

Geht man von der **natürlichen Selektion** aus, musste sich das Wildtier Wolf an eine neue veränderte Nische anpassen, die mit dem Menschen in Verbindung stand. Das Ergebnis war ein domestiziertes Tier bzw. ein Haustier. (vgl. GLASER 2005, 9)

Dabei traten zwei Populationstypen auf, jenen, die sich an einen neuen Habitat (mit Mensch) anpassten- und jenen, die sich nicht anpassten.

Es ist eine biologische Realität, dass der Wolf der entfernte Cousin des Hundes ist. Der Stammbaum der Caniden teilte sich in zwei Äste auf, und Wölfe und Hunde gingen jeweils ihren eigenen Weg. Wölfe zeigen einen an die Wildnis angepassten Lebensstil und Hunde zeigen einen an das domestizierte Leben angepassten Lebensstil. Die beiden Caniden-Cousins sind Anpassungen an verschiedene ökologische Nischen und genau aus diesem Grund sehr unterschiedliche Tiere. (vgl. COPPINGER 2001, 70)

4 Die Entwicklung der Rassen

Eine Rasse ist eine Gruppe von Einzeltieren innerhalb einer Art, mit gemeinsamen vererblichen Eigenschaften. (vgl. www.htwm.de)

„Innerhalb jeder Rasse liegt für alle Merkmale eine genetische bzw. phänotypische Varianz vor, deren Ausmaß für jedes Merkmal unterschiedlich ist und die von der Populationsgröße, vom Inzuchtniveau der Population und vom Selektionsdruck, dem jedes Merkmal ausgesetzt ist, abhängt“ (SOMMERFELD- STUR 2005, 1 - 2).

Die häufigsten Erscheinungsbilder einer Rasse stellen die Norm, den Rassestandard dar. (vgl. COMBERG 1971, o. S.)

Die Spezies Hund ist von solcher Diversität, dass man die Rassen nach ihrer Größe bzw. ihrem Gewicht sowie nach ihrer Morphologie und den verschiedenen Verwendungszwecken einteilen kann.

4.1 Morphologie

Die unterschiedlichen Körperformen erlauben eine Einteilung in drei Gruppen:

- Hunde mit langer Linienführung, bei denen der Aspekt der Länge gegenüber denen von Breite und Masse vorherrscht. Ihre Körperform ist schlank und gestreckt.
- Bei den Hunden mit kurzer Linienführung ist dies genau umgekehrt, die Aspekte von Breite und Masse überwiegen, die Proportionen sind gedrungen.
- Die Hunde mit mittlerer Linienführung sind durchschnittlich proportioniert. (www.royal-canin.de)

4.2 Einteilung nach Gewicht

- Kleine Rassen: < 10 kg
- Mittlere Rassen: 10 - 25 kg
- Große Rassen: 26 - 45 kg
- Riesenrassen: > 45 kg

4.3 Entstehung der Rassehundezucht

Erst seit dem 19. Jahrhundert werden Hunde auch auf ihr äußeres Erscheinungsbild hin selektiert. Bis dahin hatten sich Züchter darauf konzentriert, nützliche Hunde wie Rattenfänger (Terrier), Jagdhunde zum Aufspüren und Verfolgen von Wild (Pointer und Spürhunde), Hunde für die Jagd auf Hoch- und Niederwild (Mastiffs und Windhunde) und Wachhunde (Mastiffs) hervorzubringen. Aus diesen Grundtypen entstanden dann stärker spezialisierte Rassen, die einem bestimmten Gebiet angepasst waren oder eine bestimmte Aufgabe zu erfüllen hatten. (vgl. PALMER 2004, 18)

Rassehundezucht im modernen Sinn gibt es etwa seit Mitte des 19. Jahrhunderts. 1859 fand in England die erste Hundeausstellung statt. Das neuerwachte Interesse an der Zuchtauslese wurde vom Kennel Club, der 1873 in London gegründet wurde, unterstützt. Er führte ein System ein, das es den Züchtern ermöglichte, die Abstammung jedes reinrassigen Hundes registrieren zu lassen. (vgl. ZIMEN 1992, 123)

Merkmale wie Größe, Farbe, Form des Schwanzes lassen sich verändern, indem man nur noch Hunde mit dem gewünschten Merkmal zur Zucht verwendet. Es ist auch möglich, Merkmale anderer Rassen einzukreuzen, so wurde zum Beispiel Dingoblut in den Kurzhaar-Collie gekreuzt, und daraus ist dann der Australien Kelpie entstanden; mit den daraus hervorgegangenen Nachkommen wird so lange weitergezüchtet, bis das gewünschte Merkmal fester Bestandteil der Erbgröße geworden ist. Dabei besteht aber immer das Risiko, dass diese Überzüchtung Erbkrankheiten wie Hüftgelenkdysplasie oder fortschreitende Netzhautatrophie (die schließlich zur Erblindung führt) mit sich bringt. (vgl. PALMER 2004, 18)

4.4 Rassehundezucht heute

Die weltweit bedeutendste züchterische Institution ist der internationale Dachverband FCI (Federation Cynologique Internationale). In jedem Land wird ein nationaler Zuchtverband von der FCI zugelassen, der für Anerkennung von Rassen und Rassestandards verantwortlich ist.

Der österreichische Zuchtverband heißt ÖKV (Österreichischer Kynologenverband). (vgl. KERL 1999, 32)

4.5 Rassetypisches Verhalten

„Als rassetypisches Verhalten gelten Verhaltensmerkmale, die sich durch künstliche Selektion innerhalb bestimmter Rassen, die für bestimmte Verwendungszwecke gezüchtet wurden, etabliert haben. Sie zeigen innerhalb der Rasse eine mehr oder weniger große Varianz und werden durch Umwelteinflüsse mehr oder weniger modifiziert.“ (SOMMERFELD- STUR 2005, 11)

4.6 Verwendungszwecke

4.6.1 Begleithunde

Der Großteil unserer Haushunde fällt in diese Kategorie.

Einige der Rassen waren zwar einst Arbeitshunde, doch vorrangig handelt es sich um Hunde, deren Aufgabe es ist, den Menschen zu begleiten.

Beispiele: Dalmatiner, französische Bulldogge, Chow chow, Großpudel;

Zwerghunde:

Hierzu zählen viele kleine und kleinste Hunde (z.B. Zwergspitz, Yorkshire Terrier, Mops). Obwohl sie auch als Schoßhunde bezeichnet werden, sind viele in der Lage, ihre Besitzer müde zu laufen, wenn sie die Gelegenheit dazu bekommen. Die meisten Rassen sind ausgezeichnete, intelligente Wachhunde, äußerst anhänglich, wenn auch manchmal sehr besitzergreifend und mutig.

4.6.2 Gebrauchshunde

Diese Gruppe umfasst die traditionellen Wach- und Arbeitshunde:

Rettungs-, Schlitten- und Zughunde, die auch als Diensthunde eingesetzt werden.

Beispiele: Rottweiler, Dobermann, Boxer, Bernhardiner, Berner Sennenhund;

Hütehunde:

Die Rassen dieser Gruppe wurden ursprünglich gezüchtet um Schafe zu hüten (Maremma-Schäferhund, Deutscher Schäferhund, Collie), aber auch zum Treiben von Herden (Lancashire Heeler, Corgi)

Genetisch fixiertes Verhaltensmuster:

Orten-> **Fixieren**-> **Anpirschen**-> **Hetzen**-> Zerreißen-> **Fressen**

Jagdhunde:

Zu dieser Gruppe gehören die Vorstehhunde, Apportierhunde (Golden Retriever) und Spaniels – Jagdhunde, die zum Aufspüren, Aufscheuchen und Apportieren von Wild verwendet werden.

Genetisch fixiertes Verhaltensmuster der Apportierhunde:

Orten-> Hetzen-> **Packen**-> **Fressen**

Genetisch fixiertes Verhaltensmuster der Vorstehhunde:

Orten-> **Fixieren**-> Anpirschen-> Packen-> **Fressen**

Terrier:

Diese Hunde wurden als Ratten- und Fuchsjäger gezüchtet, die die Füchse aus ihren Bauen treiben. Die lebhaften, manchmal auch lauten Terrier sind grundsätzlich freundlich, können aber auch einmal zuschnappen.

Spürhunde:

Spürhunde werden oft unterteilt in jene, die nach Witterung jagen (Bluthund, Basset, Beagle) und solche, die sich auf ihr ausgezeichnetes Sehvermögen verlassen (Greyhound, Saluki). Spürhunde sind gewöhnlich sehr umgänglich, neigen aber zum Streunen. Die meisten von ihnen werden nicht im Haus, sondern als Meute in Zwingern gehalten.

Hunde sollen heutzutage den definierten Eigenschaften des Zuchtideals entsprechen. Nicht nur verantwortungslose Züchtung, sondern die ganz normale so genannte „Rasse-Hunde-Zucht“ führt zwangsläufig zu Schädigungen des Haplotypus (= die von mütterlicher und

väterlicher Seite geerbten Ausprägungen eines Gens). Die zum Standard gewordene so genannte „Championzucht“ verstärkt dies dramatisch. Hat man z. B. 3000 Zuchthündinnen einer „Hunderasse“ und werden sie von 50 „Champions“ gedeckt, beträgt die Populationsgröße effektiv nur 200! Womit der Tatbestand der „heimlichen“ Engzucht (mit entsprechender Allel-Verarmung durch Gendrift) schon erfüllt ist. Die Folge ist, dass es immer mehr Rassehunde gibt, die Erbkrankheiten und krankes Erbgut tragen. So dürfte es mit der Vitalität der europäischen „Rassehunde“ (Fruchtbarkeit, Anpassungsfähigkeit an wechselnde Umweltreize, Widerstandskraft gegen Krankheitserreger, mittlere Lebenserwartung, Inzidenz von Erbkrankheiten) in ca. dreißig Jahren endgültig zu Ende gehen. Wobei heute schon einige Rassen ohne Kaiserschnittentbindungen ausgestorben wären. Zusätzlich und verstärkend gibt es Überzüchtungen auf Schönheitsideale der Wohlstandsgesellschaft, die zu weiteren Inzucht-Effekten führen können. (vgl. www.de.wikipedia.org) Natürlich ist es trotzdem wichtig, sich mit der Auswahl von Hunderassen zu beschäftigen. Aber man sollte sein Hauptaugenmerk auf selektiv begünstigte Eigenschaften (welchen „Verwendungszweck“ hat mein zukünftiger Hund?) der Hunderasse richten und nicht nur auf Grund des äußeren Erscheinungsbildes entscheiden.

Beispiele für selektiv begünstigte Eigenschaften: Selbständigkeit, Wachsamkeit, Lernbereitschaft, Bewegungsfreude, Aggressionsbereitschaft (territorial, innerartlich, zwischenartlich), Unterordnung, Reizschwelle...

„Wir schulden den Hunden eindeutig mehr als ein Leben voller Beschränkungen und grotesk verformte Körper. Wir könnten den eugenischen Zugang, reine, perfekte Hunde schaffen zu wollen, aufgeben und stattdessen eine Population von gut angepassten, gesunden Heimtieren züchten. In meinen kühnsten Träumen stelle ich mir vor, dass es Menschen gibt, die nicht mehr fragen: „Welchen Hund soll ich mir nehmen?“ sondern stattdessen: „Ich würde gerne einen Hund für diese und jene Aufgabe aufziehen.“ (COPPINGER 2001, 348)

Selbstverständlich ist jeder Hund, wie auch jeder Mensch ein Individuum und daher vermag keine Rassenkategorie 100% „Persönlichkeit“ des Hundes vorauszusagen. Als Individualverhalten bezeichnet man Verhaltensmerkmale, die einerseits als individuelle Variation von artspezifischen bzw. rassespezifischen Verhaltensmerkmalen, andererseits als individuelle nicht art- bzw. rassespezifische Verhaltensmerkmale auftreten. In jedem Fall stellt das Individualverhalten ein aktuelles zufälliges Resultat von genetischen und umweltbedingten Einflüssen beim Hund dar. (vgl. SOMMERFELD- STUR 2004, 16)

5 Menschen und Hunde

Menschen leben mit Hunden schon seit mindestens 14 000 Jahren zusammen – viel länger als mit allen anderen Haustieren. Der Hund begleitete die frühe Ausbreitung des Homo sapiens über den gesamten Globus. Mensch und Hund durchlebten gemeinsam Steinzeit und Eiszeiten, die letzte davon vor 10 000 Jahren. Danach wurden die Menschen und ihre Hunde sesshaft. Schon zu Zeiten der frühen Stadtkulturen in Mesopotamien und Indien, 5 000 bis 2 000 v. Chr., gab es bereits große und kleine Hunde und alle Hundetypen, die wir heute kennen. (vgl. KOTRSCHAL, BROMUNDT und FÖGER 2004, 11)

Aus der Zahl der Knochenfunde ist zu schließen, dass der Hund bereits in prähistorischer Zeit ein beliebtes Haustier gewesen ist.

Als älteste Knochenfunde von Hunden gelten der Unterkiefer aus Oberkassel (Nobis 1986), datiert auf ein Alter von ca. 14 000 Jahren, also aus dem Jungpaläolithikum, bei Bonn - und Knochenfunde aus Israel und Ost- Asien. (vgl. FEDDERSEN- PETERSEN 2004, 29 – 30 und KOTRSCHAL, BROMUNDT und FÖGER 2004, 11)

5.1 Die Domestikation

Domestikation kennzeichnet einen biologischen Prozess, der aus Wildarten Haustiere werden lässt. Dabei kommt es zu einer innerartlichen Variabilität, die nicht allein in der Unterscheidung der Unterarten ihren Ausdruck findet. Reaktionen auf und Anpassungen an ökologische Verhältnisse (Umwelt des Hausstandes) spielen dabei eine wichtige Rolle (vgl. RUTTNER 1988). Den genetischen Unterschieden zwischen Wild- und Haustier liegen Rekombinationseffekte, Konvergenzen und Mutationen zugrunde. Domestikation hat nichts mit Zähmung zu tun, sondern bezeichnet einen jahrtausende- währenden Prozess, in welchem Tiere genetisch verändert wurden.

Die Ursachen der Domestikation sind heute nicht mehr eindeutig belegbar. (vgl. FEDDERSEN- PETERSEN 2004, 30 - 32)

Die Ursprünge der Domestikation des Hundes liegen wohl in Südwest- Asien, Ost-Asien und Europa (Knochenfunde). SALVOLAINEN et al. (2002, o. S.) hingegen kamen mit Hilfe molekulargenetischer Untersuchungen zu dem Schluss, dass der Ursprung der Haushunde in Ost- Asien zu finden ist. Diese Untersuchung umfasste 654 Haushunde, die weltweit alle größeren Hundepopulationen repräsentieren, und SALVOLAINEN et al. kamen mit ihrer Datierung auf einen Domestikationsbeginn vor 15 000 Jahren, was wiederum mit den archäologischen Befunden übereinstimmt. HERRE verwies 1990 auf Paralleldomestikationen weltweit. (vgl. FEDDERSEN- PETERSEN 2004, 29 – 30 und KOTRSCHAL, BROMUNDT und FÖGER 2004, 57)

5.2 Die Bindung zwischen Hund und Mensch

Alle menschlichen Kulturen entstanden in Begleitung von Hunden. Daher vermutet man heute, dass dieses lange Zusammenleben auch in den sozialen Veranlagungen des Menschen Spuren hinterlassen hat. Dafür spricht, dass gerade Hunde bei Menschen als „soziale Katalysatoren“ wirken. Umgekehrt verdankt der Hund dem Menschen seine Verbreitung über alle Kontinente. Aus diesem neuen Bild der einzigartigen Partnerschaft zwischen Mensch und Hund lässt sich geradezu ein Menschenrecht auf Hundehaltung ableiten: Denn ohne Hund waren und sind menschliche Gesellschaften unvollständig. (vgl. KOTRSCHAL, BROMUNDT und FÖGER 2004, 11 - 14)

Doch warum steht der Hund dem Menschen eigentlich so nahe?

Hunde sind für den Menschen:

Sozialpartner	Plagen
Gehilfen	Schmuck
Jagdgefährten	Symbol
Spielkumpanen	Mitkämpfer
Heilmittel	Unterhalter
Prestigeobjekte	Arbeitskollegen
Unterhalter	Felllieferanten

Kaum ein anderes Tier steht dem Menschen so nahe wie der Hund. Vielleicht liegt es an den Gemeinsamkeiten im Verhalten?

Beide sind revierbezogen: Wo der Mensch einen Gartenzaun aufstellt, markieren Hunde ihr Territorium mit Urin.

Im Zusammenleben gibt es sowohl in Menschen- wie auch Hundegruppen eine deutliche Hierarchie. In Firmen zum Beispiel gibt es einige wenige Chefs, diverse untergeordnete Mitarbeiter mit verschiedenen Aufgaben und nicht selten auch einen bedauernden Kollegen, der gemobbt wird. Ähnliche Strukturen findet man in einer Gruppe von Hunden, in einem Rudel von Wölfen vor.

Ein Hund will wie der Mensch wissen, wohin er gehört und wonach er sich richten kann. Deshalb sucht er nach einem Vorbild, einer Leitfigur, einem Mentor, einem Anführer.

Ein guter Chef erhält die Ordnung unter seinen Mitarbeitern, gibt Chancen und verweist in die Schranken. Das was die Gemeinschaft zusammenhält, ist die Bindung untereinander. Um die Bindung herzustellen, ist die richtige Kommunikation von entscheidender Bedeutung. Unter Hunden verläuft die Kommunikation klar und eindeutig, und mit derselben Erwartung begegnet der Hund auch dem Menschen.

Die Kommunikation unter Menschen ist etwas komplexer und vielschichtiger; insgesamt auch für die Menschen selbst oft missverständlich und kompliziert, was sich auch auf eine Hund-Mensch Kommunikation auswirken kann.

Der Mensch neigt dazu, unklare und widersprüchliche Signale zu geben, was wiederum den Hund sehr verwirren kann. Auch der Aspekt der Vermenschlichung erschwert die Transparenz der Kommunikation ungemein. Wenn der Hund vom Menschen auf die gleiche Stufe gestellt wird, gerät in den Augen des Hundes das Rangordnungsgefüge außer Kontrolle. Ohne eine klare Führung verliert der Hund seine Sicherheit.

Klarheit in der Kommunikation bedeutet sowohl für Mensch als auch Hund Sicherheit.

Ein haltloser Hund entwickelt Ängste und/oder Aggressionen als Folge von Unsicherheit, was ebenso beim Menschen die Folge ist. Der Hund versucht deshalb möglicherweise selbst die

Führung zu übernehmen, um sich wieder wohl und sicher zu fühlen; doch spätestens dann bekommt der Mensch einen schwierigen Mitbewohner, mit dem er möglicherweise nie mehr zurechtkommen wird.

Ein sicherer stabiler Hund dagegen weiß, wo er hingehört, er bindet sich gerne und freiwillig an denjenigen, der ihm seine Grenzen zeigt und dabei liebevoll und gerecht ist. Deshalb ist es so wichtig, dass nicht nur der Hund den Menschen versteht, sondern vor allem der Mensch weiß, wie man dem Hund ein gutes Oberhaupt ist. Eine gute Partnerschaft muss erarbeitet werden!

Ein guter Hundehalter zu werden ist eine Herausforderung, die jeder bewältigen kann, der mit Herz (Empathie) und Konsequenz bei der Sache ist. (vgl. www.planet-wissen.de) Denn Hunde sind intelligente, hoch entwickelte Tiere mit einem sehr komplexen Sozialleben, einer Interessensgemeinschaft in der eine Ordnung durch differenzierte Informationsvermittlung aufrechterhalten wird. Sie sind hochsozial – wie wir, wobei dies ohne positive Bewertung zu verstehen ist und für „sehr gesellig“ steht.

Diese Ähnlichkeit zum menschlichen Sozialsystem lässt vermuten, dass es sicher kein Zufall ist, dass gerade der Hund seit rund 15 000 Jahren Weggefährte des Menschen ist. Hunde sind Haustiere, deren Verhalten sich in Anlehnung an das Zusammenleben mit dem Menschen ausgeprägt veränderte. Menschen wurden wichtige Kommunikationspartner, beeinflussten die Qualität sensibler Phasen, sind unverzichtbarer Bestandteil jener Hundenumwelt, die eine störungsfreie Entwicklung gewährleistet. Dieser Fakt wird viel zu wenig geachtet, seine Konsequenzen oft nicht hinreichend bedacht. (vgl. FEDDERSEN- PETERSEN 2004, 31 – 32)

Eine weitere Gemeinsamkeit bzw. Bindung zwischen Hund und Mensch ist der Spaß am gemeinsamen Spiel. Es ist unverfängliches, genusshaftes Lernen und ein Prozess zur guten Verständigung, eine wichtige Voraussetzung für eine gelungene Hunderziehung.

Wie man mit dem Hund spielt, um die größtmögliche Bindung herzustellen, lernt man am besten in einer guten Hundeschule. Je früher damit begonnen wird, desto besser. Für Welpenbesitzer sind Welpenspielgruppen sehr empfehlenswert, weil die Hunde dort frei mit anderen Welpen toben können, der Hundehalter kann hier durch fachkundige Anleitung Verhalten beobachten und deuten lernen. Zudem ist das kontrollierte Spiel möglich, wobei die

Bindung des Hundes an den Menschen genauso vertieft wird. Man muss sich also schon Zeit nehmen, sich auf den Hund wirklich einlassen und seine Sprache lernen. (vgl. www.planet-wissen.de)

Um die Bedürfnisse seines Haustieres zu kennen, sind diejenigen seiner Stammart, die unter völlig anderen ökologischen Bedingungen leben und an diese adaptiert sind, kein Maßstab. Sie sind wichtig um Haustierverhalten zu verstehen und funktionell einzuordnen, doch kann der Wolf kein Vorbild für „artgerechtes“ Hundeverhalten sein. Domestikationsbedingte Verhaltensänderungen sind genetische Änderungen, die Hunde in ihre jetzige Abhängigkeit von menschlicher Fürsorge gebracht haben. Haushunde sind zum Rudelleben, das die Fähigkeit zur ausgewogenen Kooperation (Zusammenarbeit) und Kooperation (Wettbewerb um begrenzte Ressourcen) mit ein und demselben Partner abverlangt, nur bedingt fähig oder ganz unfähig geworden. So bleibt zu diskutieren, ob und wenn ja, unter welchen Bedingungen die Haltung eines großen Hunderudels mit wenigen Menschenkontakten und Bezugspersonen überhaupt tierschutzkonform sein kann.

Wer ein paar Dutzend Hunde hält, kann sich um deren Sozialisierung, die für eine störungsfreie Hundeentwicklung unbedingt notwendig ist, nicht angemessen kümmern. (vgl. FEDDERSEN- PETERSEN 2004, 338 – 341 und www.johannschaefer.de)

Laut unserem österreichischen Bundes- Tierschutzrecht §13 (Abs. 1) muss das Tier nach seinem Geno- und Phänotyp zur Haltung geeignet sein, ohne dass sein Wohlbefinden beeinträchtigt wird.

Platzangebot und Bewegungsfreiheit, Bodenbeschaffenheit, bauliche Ausstattung der Unterkünfte, Klima, Betreuung, Ernährung und Sozialkontakt müssen den physiologischen und ethologischen Bedürfnissen der Tiere angemessen sein (Abs. 2).

Körperfunktionen und Verhalten dürfen nicht gestört und die Anpassungsfähigkeit nicht überfordert werden (Abs. 3). (vgl. BINDER 2005, 19)

5.3 Der Dialog zwischen Mensch und Hund

„Kommunikation ist ein universelles Phänomen, das wir bei allen Lebewesen finden. Der Ausdruck „Kommunikation“ kommt aus dem Lateinischen: *communicare* = mitteilen. (bzw.

hat er auch noch weitere mögliche Bedeutungen: gemeinsam machen, vereinigen, zusammenlegen, teilen, teilnehmen lassen, Anteil nehmen, sich beraten, sich besprechen).“

(BIELENBERG 2004, 4)

Ein wichtiger Faktor des menschlichen Lebens ist die Fähigkeit, erfolgreich miteinander zu kommunizieren. Wir sind soziale Lebewesen und schon Paul Watzlawick stellte 1969 fest:

„Man kann nicht nicht kommunizieren!“.

Heute wissen wir, dass der nonverbale (analoge) Anteil (Tonfall, Mimik, Gestik) im persönlichen Gespräch weitaus größer ist – er liegt bei ca. 80% - als der verbale (digitale) Anteil, die Sprache.

Wir verteilen bei direkter Kommunikation auch Geruchsmoleküle (Pheromone), die Emotionen und Verhaltensweisen (unbewusst) auslösen. Hunde sind uns im präzisen Aufnehmen und Deuten von Geruchssignalen weit überlegen. „Sie lesen mit der Nase förmlich Zeitung“ (BIELENBERG 2004, 5)

Nach Sigmund Freud trifft der Mensch mindestens 80% seiner Entscheidungen im Bauch und nicht im Kopf („Eisbergtheorie“). (vgl. BIELENBERG 2004, 13)

Bei unseren Heimtieren tritt die verbale Kommunikation noch viel mehr in den Hintergrund. Sie vermitteln uns durch nonverbale Ausdrucksformen (Blicke, Bewegung, Körperhaltung und Berührung) interaktiv ihre Absichten und Stimmungen. Das Nervensystem von Hunden ähnelt unserem insbesondere in den tieferen Zentren, wo Gefühle „entstehen“. So bietet uns unsere gefühlsmäßige Interpretation tierischen Verhaltens häufig ganz gute Hinweise und eine Basis für soziale Interaktion.

Sozial lebende Tiere nutzen ihr angeborenes und zusätzlich durch Lernen verfeinertes Ausdrucksverhalten neben der innerartlichen Kommunikation (Hund – Hund) auch zur intraspezifischen Kommunikation (z. B. Hund – Mensch) – wie wir. Daher bevorzugen wir auch solche Tierarten, deren Körpersprache uns spontan verständlich erscheint (Vertrautheit). Die Komplexität des Ausdrucksverhaltens sichert, dass damit über die Verschiedenartigkeit der Arten hinweg zumindest grundlegende Emotionen vermittelt werden können. Kommunikation ist daher oft auch da möglich, wo verbale bzw. soziale Fähigkeiten aus irgendeinem Grund etwas eingeschränkt sind (z.B. Behinderungen).

„Auf Menschen von Jugend an sozialisierte Tiere nehmen von sich aus mit uns Kontakt auf, versuchen hoffnungsvoll aktiv, sich mit uns zu verständigen - und uns damit zu beeinflussen. Davon profitiert das Tier und auch wir.

Jede Aktion zieht eine Reaktion des Dialogpartners nach sich, selbst wenn sie äußerlich kaum merkbar ist, sondern vorwiegend innere Vorgänge betreffen. Wir wissen heute um den positiven Einfluss, den allein schon die Anwesenheit und Beobachtung eines Tieres z. B. auf den Blutdruck und andere physiologische Parameter hat. Den verunsichernden Widerspruch, den man bei seinen menschlichen Gesprächspartnern unbewusst oft zwischen deren verbaler (digitaler) Aussage und ihrer „analog empfundenen“ Körpersprache empfindet, den gibt es im Dialog mit Tieren nicht: sie sind stets völlig stimmig. So kommt es zur Neuorientierung emotionalen Empfindens, wo „Altlasten“ aus gescheiterten Kommunikationsversuchen mit Menschen meist rasch zurückgelassen werden können.“ (BIELENBERG 2004, 16)

Du- Evidenz (vgl. BIELENBERG 2004, 17)

Menschen geben ihren Hunden Namen, sprechen mit ihnen, fühlen sich für ihr Wohlergehen verantwortlich, erkennen sie damit als DU an, als eigenes Individuum und Partner. Die Begegnung mit Hunden bzw. allgemein mit höher entwickelten Tieren, regt zum Sprechen an.

Der Mensch sieht im Hund einen Kameraden, der nahezu menschliche Qualitäten besitzt - darin äußert sich die Du- Evidenz. Das Tier wird durch Namensgebung zu einem Individuum, ja zu etwas Besonderem. Es ragt damit aus der anonymen Masse seiner Artgenossen heraus und wird sozusagen in der Menschenfamilie als Mitglied gesehen. Dieser Status, den der Mensch seinem Tier zuerkennt, erklärt auch, warum viele Tiere bestattet werden. (vgl. GREIFFENHAGEN 1991)

(In Extremfällen geht ein Hund auch zum Friseur, wird on vogue eingekleidet und bekommt Delikatessen- Menüs serviert.)

Die Du-Evidenz ist entscheidend für die Entstehung einer engen Beziehung zwischen Mensch und Tier. Voraussetzung dafür ist Ausdrucksfähigkeit (die für den Menschen ersichtlich ist), aber es bedarf keiner digitalen Sprache. (vgl. SCHMITZ 1992)

Zum leichteren Herstellen emotionalen Kontaktes wählt der Mensch im allgemeinen Tiere aus, deren Körpersprache und emotionaler Ausdruck (Furcht, Wut, Neugierde, Freude) für ihn wieder erkennbar und vertraut sind. Mensch und Hund streben im Idealfall gleichermaßen nach dieser gegenseitigen Beziehung, um ihre Grundbedürfnisse (emotional, sozial) zu decken. (vgl. RHEINZ 1994)

Die Art der Kommunikation ist ein Aspekt, der die Tier-Mensch-Beziehung zu etwas Besonderem macht. Es ist ein „Verstehen ohne Worte“ (RHEINZ 1994). Nicht die Vermittlung von Wissen oder die Weiterleitung von Informationen steht im Vordergrund – ein Tier versteht sprachlich abstrakte Sachinhalte nicht - sondern die intuitive Übertragung von Gefühlen, durch nonverbale Signale ist von ausschlaggebender Bedeutung. Gesten, Mimik, Bewegungen, Stimmmodulation und Sprachrhythmus sind dafür maßgebend. Diese analoge Kommunikation geschieht beim Menschen eher unbewusst und kann daher schlecht manipuliert werden, daher wirken ausdrucksstarke Tiere auf uns verlässlich und ehrlich. Digitale Kommunikation hingegen ist durch Worte bewusst steuerbar und damit verfälschbar.

Zusammenfassend kann man also sagen: **Wir Menschen verständigen uns mit dem Hund durch analoge Kommunikation, auf der emotionalen Ebene unseres Bewusstseins.**

Der Dialog mit Hunden erlaubt und fördert daher eine emotionale Öffnung und tief empfundene Verständigung - die beste Gelegenheit, neue und instinktiv vertraute Wege sozialer Interaktionen zu beschreiten, was sich auch therapeutisch vielfach nutzen lässt.

5.4 Allgemeine Auswirkungen von Hunden auf den Menschen

5.4.1 Hunde als Wirtschaftsfaktor

In praktisch allen Kulturen bedeutet der Besitz eines bestimmten Hundes – materiell wie ideell – einen Wert, der sich sogar auf den gesellschaftlichen Status des Besitzers auswirken kann. Darüber hinaus erbringen Arbeitshunde, vor allem bei ihren traditionellen Aufgaben im landwirtschaftlichen oder jagdlichen Bereich, eine wirtschaftlich messbare Arbeitsleistung. In unserer heutigen Gesellschaft werden die meisten Hunde jedoch als Gefährten gehalten, ohne dass eine spezielle Arbeitsleistung von ihnen verlangt wird (Begleithunde). Der Nutzen dieser Form der Hundehaltung lässt sich nur schwer in Geld ausdrücken, sondern fällt unter das, was man mit dem modernen Begriff „Wellness“ bezeichnet: ein Beitrag zur Verbesserung der persönlichen Lebensqualität. So sind es heute vor allem die mit der Hundehaltung

verbundenen Aufwendungen, die den Hund zu einem wichtigen Wirtschaftsfaktor machen. (vgl. KOTRSCHAL, BROMUNDT und FÖGER 2004, 16)

Nach konservativer Schätzung gibt es in Österreich rund 589 000 Hunde, für die pro Tier rund 1 000 Euro/ Jahr aufgewendet werden. Dazu kommen Einmalausgaben von mindestens 1 500 Euro. Hochgerechnet ergibt das einen jährlichen Gesamtumsatz von 680 Mio. Euro. Das sind rund 0,5% der gesamten Konsumausgaben und über 4% der Wirtschaftsleistung, die nicht nur das Wohlbefinden und die Lebensqualität der Hundebesitzer steigert, sondern auch tausende Arbeitsplätze sichert. Insgesamt leben etwa 973 000 Österreicher - statistisch gesehen also rund jeder Achte - mit einem Hund im Haushalt. Daraus ergeben sich auch viele indirekte Wirtschaftseffekte: Denn der Hundehalter hat Auswirkungen auf zahlreiche Konsumententscheidungen, vom Autokauf über die Urlaubsplanung und das Freizeitverhalten bis hin zur gesamten Wohnsituation. (vgl. KOTRSCHAL, BROMUNDT und FÖGER 2004, 16 – 17)

5.4.2 Hunde als Helfer des Menschen

Als spezialisierte Helfer des Menschen können Hunde viele verschiedene Aufgaben übernehmen. Ihre leistungsfähigen Sinnesorgane, ihre Aufmerksamkeit, Schnelligkeit und ihr Arbeitswille machen sie zu den verlängerten Ohren, Augen und Armen der Menschen: Einsatzhunde unterstützen Exekutivorgane, retten Menschenleben, erschnüffeln Verschüttete, finden Suchtmittel und Sprengstoff. Andere speziell ausgebildete Hunde schützen vor Einbrechern, assistieren Rollstuhlfahrern, hüten Schafe, dienen ihren Besitzern als Jagdhelfer und zunehmend auch als Sportpartner. Solche Hunde können wahre Heldentaten vollbringen oder einfach nur unseren Alltag erleichtern. In Österreich stehen im professionellen Bereich (Exekutive, Heer, Rettungshunde, Jagd, Therapiehunde, Begleithunde, Blindenführhunde, Sport) rund 11 000 dieser Spezialisten im Einsatz. Jährlich kommen etwa 2 000 Tiere neu dazu; ihre Ausbildung bewegt immerhin geschätzte 9,5 Mio. Euro pro Jahr (wobei es keine einheitlichen Qualitätsstandards gibt). (vgl. KOTRSCHAL, BROMUNDT und FÖGER 2004, 25)

5.4.3 Hunde als Ersatz für zwischenmenschliche Beziehungen

Hundehaltung ist nicht nur ein bedeutender Wirtschaftsfaktor, auch die gesellschaftliche Bedeutung der „ganz normalen“ Begleithunde wird meist weit unterschätzt.

Gerade die psychischen Eigenschaften des Hundes haben seine ganz besondere Beziehung zum Menschen, seinen hohen ideellen Wert bewirkt. So ist immer wieder die Rede von der erstaunlichen „Treue“ des Hundes, und seine „Anhänglichkeit“ Menschen gegenüber ist Inhalt vieler Berichte und Erzählungen. Auch die besonderen Leistungen des Hundes, basierend auf „Klugheit“, ja vielleicht „Voraussicht“, werden oft und gerne herausgestellt. Nur selten sieht man den liebenswerten Hausgenossen, den besten Jagdbegleiter, den Züchterstolz oder „Sportsfreund“ objektiv. Weshalb auch, man liebt ihn eben, seinen Hund. Fatal ist nur, dass dieser dabei leider oft nicht Hund bleiben darf. (vgl. FEDDERSEN-PETERSEN 2004, 13)

„Wir verstehen ihn ja nur zu gut, denn er ist uns ähnlich, reagiert auf unsere Stimmungen und verhält sich doch geradezu „menschlich“.

Meint man.

Es gibt kaum ein anderes Lebewesen, das so häufig und so gründlich missverstanden wurde und wird wie der Hund. In ihn werden Wünsche und Hoffnungen projiziert, er soll die unterschiedlichsten Lücken füllen im Sozialbereich seines Menschen, kurz er wird mehr oder minder gründlich vermenschlicht. Und das geschieht mit steigender Tendenz in einer zunehmend beziehungsarmen, technisierten Umwelt.“ (FEDDERSEN- PETERSEN 2004, 13)

Unsere Gesellschaft (in der Hunde manchmal eine größere Lobby haben als Kinder) ist dazu übergegangen, den Hund in unglaublicher Weise zu versachlichen. Hunde werden gekauft, verschenkt, benutzt und verworfen. Häufig sollen sie einfach nur niedlich sein, kurzzeitig, zu bestimmten Anlässen. Oder sie müssen Menschen Pokale liefern, Vereinsfunktionären und ehrgeizigen Hundezüchtern und Hundehaltern zu gesellschaftlichem Ansehen und Erfolgen verhelfen. Im Wettbewerb gewinnen.

Vergessen wir, dass Hunde Lebewesen sind, die Bedürfnisse haben und irgendwann einmal ausgewachsen sind?

„Es ist überaus erschreckend, wie schnell und offenbar einfach einstmals „vielgeliebte“ Wesen abgeschoben, vergessen und durch neue ersetzt werden. Alles ist käuflich und so vieles lästig in einer Überflussgesellschaft.“ (FEDDERSEN- PETERSEN 2001, 13)

Forschungsergebnisse zeigen klar, wie wichtig Hunde als Gefährten für Menschen jeden Alters sind: Der Hund ist „sozialer Schmierstoff“ und „Katalysator“ in Gesellschaft und Familie. Hunde sind höchst wirksam als sozialpsychologische Arznei, mit einer langen Liste von Indikationen: Sie fördern die Gesundheit ihrer Halter und begünstigen die emotionale, kognitive und körperliche Entwicklung von Kindern – in einem so hohen Ausmaß, dass man hundeloses Aufwachsen sogar als soziale Deprivation bezeichnen könnte. Hunde stabilisieren und verlängern das Leben alter Menschen, helfen introvertierten Personen sich zu öffnen, und sind begnadete Co-Therapeuten in fast allen Bereichen psychologischer Betreuung. Das wussten bereits Sigmund Freud und C.G. Jung, die in schwierigen Fällen die Assistenz ihrer Hunde in Anspruch nahmen. (vgl. KOTRSCHAL, BROMUNDT und FÖGER 2004, 16 – 17 und www.tierzeit.at)

In Summe verbessern Hunde in vielfacher Weise das soziale Klima in der Gesellschaft.

Diese psychosozialen Wirkungen von Hunden auf Menschen entlasten die Allgemeinheit z.B. durch:

- erhöhte Sozialkompetenz
- Einsparungen bei medizinischen Behandlungen und Pflegeleistungen
- Entfall von Reibungsverlusten in der Wirtschaft

Sehr vorsichtig geschätzt wird dadurch die Allgemeinheit um insgesamt etwa 600 Mio. Euro pro Jahr entlastet. (vgl. KOTRSCHAL, BROMUNDT und FÖGER 2004, 16 – 17)

5.4.3. Hunde als Gefahrenquelle

Ob ein Hund gut erzogen ist oder nicht, ist zu einem gewissen Teil Ansichtssache. Manchen reicht ein grunderzogener Hund, andere erwarten mehr. Solange der Hund für sich und andere keine Gefahr darstellt, hat es der Mensch geschafft, zwischen sich und dem Tier eine gute Partnerschaft herzustellen. Wenn das Tier aber zur Bedrohung wird (zum Beispiel selbst

entscheiden will, wen es in die Wohnung lässt), oder Verhaltensweisen zeigt, die ein Zusammenleben nahezu unmöglich machen (zum Beispiel, wenn es die Wohnung wiederholt verwüstet, Stubenunreinheit) muss man ganz klar sagen: schuld ist nicht der Hund.

Sicher gibt es schwerer und leichter Erziehbare und solche mit einer problematischen Vergangenheit. Diese Hunde stellen eine größere Herausforderung für den Menschen dar. Doch es ist wirklich sehr selten, dass ein Hund auf keinerlei Erziehungsversuche reagiert. Ein Hund ist nicht von Natur aus bissig, ängstlich oder aggressiv. Er hat die falschen Erfahrungen machen müssen, wobei wiederum ein Mensch die Verantwortung trägt. (vgl. www.planetwissen.de)

Allerdings schnappen, beißen und kratzen gelegentlich selbst die friedlichsten Hunde in bester Haltung, in Österreich bis zu 8.000 Mal pro Jahr. Vor allem ungenügend erzogene und mangelhaft beaufsichtigte Hunde bereiten sich und ihren Menschen Probleme, wenn sie Angst und Ärger auslösen oder durch Bellen Unfrieden stiften. Hunde können Verkehrsteilnehmer gefährden und städtische Räume verschmutzen. Wie andere Tiere sind sie potenzielle Keimträger und – wenn auch nur sehr selten – Allergieauslöser. Unbetreute Hunde landen in Tierheimen, die sich durch Spenden und Zuwendungen aus Steuerleistungen erhalten und damit letztlich der Allgemeinheit „zur Last“ fallen. Insgesamt belaufen sich die Kosten durch von Hunden verursachte materielle Schäden die Gesellschaft mit großzügig geschätzten 50 Mio. Euro pro Jahr. (vgl. KOTRSCHAL, BROMUNDT und FÖGER 2004, 74 – 79 und www.tierzeit.at)

Dennoch muss in letzter Konsequenz immer der Mensch für „hundliches Versagen“ zur Verantwortung gezogen werden.

6 Hunde und ihre positiven Wirkungen auf den Menschen

Wer einen Hund hält lebt gesünder. Das beweisen zahlreiche wissenschaftliche Studien, die den Einfluss von Hunden auf seelisches und körperliches Wohlbefinden untersucht haben.

Dass Tiere im Allgemeinen für den Menschen wichtig sind, ist seit langem bekannt. Bereits im 8. Jahrhundert wurden Tiere in Belgien zu therapeutischen Zwecken eingesetzt. Im Mittelalter besang Walter von der Vogelweide, dass „Tier dem Herze wol macht“. (vgl. www.mdr.de)

1792 gründete der Engländer William Tuke eine Einrichtung für geistig behinderte Menschen, die sich kleine Tiere (Kaninchen, Geflügel, Falken, etc.) halten durften. (vgl. www.mdr.de)

In Deutschland wurden im 19. Jahrhundert Tiere im Bethel-Epileptiker-Zentrum zur Beruhigung und Beschäftigung der Patienten bewusst eingesetzt. (vgl. www.mdr.de)

Wissenschaftlich erforscht wird die Therapie mit Tieren erst seit etwa Anfang der 60er Jahre.

Heute ist der Hund, neben dem Pferd (Hippotherapie, Heilpädagogisches Reiten, Behindertenreiten, Hippopädagogik) das beliebteste Therapietier. (vgl. www.mdr.de)

6.1 Physiologische Wirkung

Tiere (vor allem Hunde) wirken sich positiv auf das Herz-Kreislauf-System aus. In einer Studie aus dem Jahr 2000 wurde zum Beispiel festgestellt, dass unter den Patienten, die einen Herzinfarkt mindestens ein Jahr lang überlebten, überwiegend Tierhalter waren. (vgl. www.mdr.de) Aber nicht nur das Herz-Kreislauf-System wird günstig beeinflusst; so zeigt eine weitere Untersuchung, dass Hundebesitzer sich insgesamt einer besseren Gesundheit, im Sinne des Allgemeinzustandes, erfreuen und weniger oft den Arzt besuchen. (vgl. www.mdr.de)

Um diese positiven Effekte erzielen zu können, muss man aber nicht unbedingt selbst einen Hund halten. Auch kurzfristige Kontakte zu fremden Hunden können der Gesundheit gut tun. So wurde in mehreren Studien nachgewiesen, dass der Blutdruck sinkt, wenn Versuchspersonen das Fell eines Hundes streicheln oder auch das Innenleben eines Aquariums beobachten. Auch Stresssituationen wurden untersucht, wo Hundebesitzer ebenfalls im Beisein ihres Hundes mehr Stressresistenz zeigten (blutdrucksenkend). (vgl. www.mdr.de)

6.2 Psychische Wirkung

Nicht zu unterschätzen sind die psychischen Auswirkungen von Hunden, aber auch von Tieren im Allgemeinen auf den Menschen. Es ist allseits bekannt, dass Hunde die Menschen so akzeptieren wie sie sind; bedingungslos: Sie zeigen ihre Zuneigung unabhängig von Aussehen, seelischem und körperlichem Gesundheitszustand, Intelligenz oder sonstigen menschlichen Wertesystemen.

Hunde verdrängen durch ihre bloße Anwesenheit Gefühle der Einsamkeit und verbreiten gute Stimmung. Auch Depressionen kann entgegengewirkt werden.

Hunde regen zu mehr Aktivität an: Sie brauchen täglich Auslauf, müssen regelmäßig gefüttert und gepflegt werden, was Struktur und Bewegung in jedes Menschenleben bringt. Zudem fördern sie Kommunikation im Sinne von Austausch, zum Beispiel mit anderen Hundehaltern bzw. Hundefreunden. (vgl. www.mdr.de)

6.3 Soziale Wirkung

Hunde helfen soziale Beziehungen einzugehen. Der erste Schritt ist die soziale Beziehung zum Hund selbst. Nebenbei sind Hunde die besten und geduldigsten Zuhörer. Aber auch über den Hund wird die Kontaktaufnahme zu anderen Menschen leichter hergestellt. Der Hund bietet ein gemeinsames Gesprächsthema. (vgl. www.mdr.de)

6.4 Hunde und ihre Wirkung auf Kinder

Hunde (Tiere) haben eine besonders starke Anziehungskraft auf Kinder, deshalb gibt es eine nachweislich entwicklungsfördernde und erzieherische Wirkung bereits auf Säuglinge, Kinder und auch Jugendliche.

Nach Angaben des Jugendforschungsinstitutes rangiert das Interesse von Kindern am Haustier mit 66% noch vor Sport (60%) und Musik oder Fernsehen (46%). (vgl. www.bull-mastiff.de) Möglicherweise lässt sich dieses starke Interesse damit erklären, dass Kinder in ihrer Ursprünglichkeit ihrer Bedürfnisse und Antriebe dem Tier eng verwandt sind: „Wie kleine Kinder zeigen auch Hunde und Katzen, wenn, sie körperliche Zuwendung und Trost suchen, keinerlei Hemmungen...“ (SERPELL 1995).

Das macht begreiflich, warum wir Menschen derart starke, auf Gegenseitigkeit beruhende soziale Beziehungen zu Hunden entwickeln können (vgl. GREIFFENHAGEN 1993 und OESER 2001).

Es wurde gezeigt, dass sich Kinder, die mit Hunden aufwachsen, zu sozial kompetenteren Erwachsenen entwickeln (vgl. ENDENBURG 1992, GRIER 1998, McCLASKEY 1988, MELSON 1995 und MYERS 1998) und sich sogar zu beliebteren Führungspersönlichkeiten entwickeln (BEBAK 1988) als Kinder, denen dies vorenthalten wird. (vgl. www.bull-mastiff.de)

Die kurzzeitigen Auswirkungen von Hunden auf Verhalten und soziale Interaktionen von Kindern wurde in einer Studie von Veronika Poszvek, IEMT, Psychologen der Universität Wien (Prof. Giselher Guttmann) und Verhaltenswissenschaftlern der Konrad Lorenz Forschungsstelle in Grünau untersucht. Es wurde das Verhalten von SchülerInnen (10 Mädchen, 14 Knaben) in einer Volksschulklasse ein Semester lang, dreimal pro Woche je eine Unterrichtsstunde mit 3 wechselweise anwesenden Hunden dokumentiert (gefilmt).

Diese Untersuchung zeigte nicht nur, welch großes pädagogisches Potential in Hunden schlummert.

Trotz anfänglicher Skepsis einiger Schüler, waren sich am Ende alle Kinder einig, die Schule mit Hund lieber zu besuchen. Insgesamt entwickelten sich die Beziehungen zum Hund sehr individuell, was auch zu verschiedenen Auswirkungen führte. Einige beschäftigten sich sehr viel mit dem Hund, andere beschränkten sich auf Beobachten und wieder andere waren offenbar kaum interessiert. Gerade weil diese Kinder allesamt unterschiedlich reagierten, wurde die Klasse einheitlicher im Verhalten, weniger laut und aufmerksamer der Lehrerin

gegenüber. Ruhige, unbeteiligte Schüler wurden aus ihrer Isolation gelockt und beteiligten sich mehr am Klassengeschehen, während andere Kinder deutlich weniger auffällig waren. Die Hunde beeinflussten genau jene Kinder positiv, welche gewöhnlich für ihre Kameraden das Lernen und für die Lehrerin das Unterrichten schwierig machten. (vgl. OLBRICH und OTTERSTEDT 2003, 267 - 272)

Eine weitere Erklärung, warum Kinder mit Tieren (Hunden) besonders harmonieren, liefert das neotene Verhalten bestimmter Tierarten und ihr teilweise unter künstlicher Selektion herausgezüchtetes physisches Erscheinungsbild (Kindchen- Schema). Laut Serpell kann dies Kinder dazu animieren Hunde als Ihrgleichen in anderem Gewand zu betrachten. (vgl. www.bull-mastiff.de)

Da Kinder den Kontakt zu Hunden schätzen und der Hund sich dem Kind im Falle kindlichen Fehlverhaltens entzieht bzw. dem Kind seine Grenzen zeigt, werden Kinder selbstverstärkend dazu erzogen, sich dem Tier gegenüber artgerecht zu verhalten und sich auf das Tier einzustellen und auf seine Bedürfnisse Rücksicht zu nehmen.

Positive Eigenschaften, die Kinder im Umgang mit Hunden lernen:

- Erziehung zu Verantwortung und Rücksichtnahme
- Erwerb von sozialer und kommunikativer Kompetenz
- Steigerung der Lernbereitschaft
- Steigerung der Leistungsfähigkeit
- Förderung von Humanität und Liebesfähigkeit
- Erwerb emotionaler Kompetenz
- Entwicklung zur Selbständigkeit

Die positive und heilungsfördernde Wirkung von Hunden auf emotional gestörte und psychisch kranke Kinder ist ebenfalls bekannt. (vgl. www.bull-mastiff.de)

Levinson (Kinderpsychotherapeut), war Pionier im Einsatz von Haustieren in der Therapie. Seiner Meinung nach läuft der tiergestützte Therapieprozess in *5 Phasen* ab:

1. Bekanntmachung des Kindes mit Tier und Therapeut
2. Das Tier findet gleich starke Beachtung des Kindes
3. Das Kind beginnt mit dem Tier zu spielen
4. Der Therapeut wird nach anfänglichem Ignorieren nun nach und nach in die Interaktionen mit einbezogen
5. Die Interaktionen mit dem Therapeuten treten in den Vordergrund (vgl. www.bull-mastiff.de)

Folgende Argumente werden von praktizierenden KindertherapeutInnen für die tiergestützte Therapie angeführt: (vgl. www.bull-mastiff.de)

- Das Tier erleichtert den Beginn der Behandlung (Tier als Eisbrecher).
- Im Gegensatz zu Puppen bemerkt das Kind im Kontakt zum Tier unmittelbar, dass seine Gefühle erwidert werden.
- Projektionen und Übertragungen von Emotionen und Konflikten auf die Person des Therapeuten gelingen bei Kindern selten. Ein Tier hingegen eröffnet dem Kind die Möglichkeit zur Identifikation. Indem es Projektionen auf das Tier wirft, kann der Therapeut Einblick in das Unbewusste des Kindes bekommen.
- Kinder sind überzeugt, dass Tiere ihre Gefühle verstehen und erfahren somit eine emotionale Unterstützung.
- Die Dreierbeziehung (Kind, Tier, Therapeut) kann Konfliktsituationen provozieren, aus denen sich Abwehrmöglichkeiten und Übertragungen ergeben können (therapeutisch wichtig).
- Ein lebendes Tier lässt sich nicht uneingeschränkt manipulieren. Ein Tier kann zu Selbst- und Ichstärkung verhelfen.
- Bei schwer beziehungsstörungen Kindern kann ein Tier den Rückzug ins Ich und somit in die soziale Isolation überwinden helfen. Tiere lassen sich im Gegensatz zu Menschen von einem „emotionalen Panzer“ wenig beeindrucken.
- Tiere laden zum Körperkontakt und Austausch von Zärtlichkeiten ein. Kinder mit Angst vor emotionaler Nähe zu Menschen brauchen diese Zärtlichkeiten.

6.5 Hunde und ihre Wirkung auf Jugendliche

Die Wirkung von Hunden auf Jugendliche soll an Hand des Projektes „**Der Einfluss von Hunden auf das Verhalten und Erleben von Jugendlichen in der Großstadt Berlin**“¹ (BERGLER und HOFF, 2000) dargestellt werden (www.familienhandbuch.de):

Ausgangslage

Eine ökologische Sozialpsychologie hat in vielfältiger Hinsicht die Großstadt als Risikofaktor menschlicher Lebensqualität zu untersuchen. Die Konkretisierung der Risikofaktoren in der Großstadt führt in den sozialwissenschaftlichen Analysen bisher zu folgendem, allerdings nur telegraphischartig zusammengefassten Ergebnis: Demnach ist das Leben in der Großstadt geprägt von den Erlebnissfaktoren: Oberflächlichkeit / flüchtiger Charakter sozialer Beziehungen – Beschränkung erlebter Verantwortlichkeit – Anonymität – zunehmende Gruppenegoismen – fehlende soziale Kontrolle – Denaturierung: Verlust von Selbstverständlichkeiten – Kinderfeindlichkeit – Überreglementierung / Verbürokratisierung.

Diese Risikofaktoren, die Jugendliche – wie in der Untersuchung gezeigt werden konnte – selbst auch wahrnehmen, stellen Mediziner, Psychologen und Pädagogen, aber auch Eltern vor die immer dringlichere Aufgabe, Möglichkeiten der Prävention zu finden und zu entwickeln. Wieweit dabei Heimtiere eine Bedeutung haben können, ist eine zunehmend diskutierte Frage und deshalb Gegenstand dieser Untersuchung.

Die Bedeutung von Heimtieren für Jugendliche ist wesentlich in deren Kindheit begründet. Kinder leben am liebsten in einer Welt der Tiere (vgl. BERGLER 1994) und möchten ihnen häufig und möglichst alltäglich zu Hause, in ihren Büchern, Zeitschriften, am Fernseher, aber auch im Zoo begegnen. Für Kinder ist es daher unverstänlich und schmerzlich, wenn sie von ihren Eltern keine Heimtiere bekommen. Der frühe Umgang mit Heimtieren ist von nicht

¹ Autoren

Univ.-Prof. (emeritus) Dr. phil. Reinhold Bergler, geb. 24.01.1929; Studium der Psychologie, Pädagogik und Soziologie; Direktor des Psychologischen Instituts der Universität Bonn 1969-1994; Forschungsschwerpunkte: Vorurteile und Verhalten, Unternehmenskultur und Führung, Identität und Image, Frau und Werbung, Psychologie des ersten Eindrucks, persönliches und öffentliches Hygiene- und Gesundheitsverhalten, Genuss und Gesundheit, Irrationalität und Risiko, präventive, rehabilitative, copädagogische und cotherapeutische Wirkung von Heimtieren (<http://www.psychologie.unibonn.de/sozial/staff/bergler/bergler.htm>)

Dr. phil. Dipl.-Psych. Tanja Hoff, geb. 03.04.1970; Studium der Psychologie und Theoretischen Medizin 1994-2000 an der Universität Bonn, Promotion 2002; freiberuflich in der angewandten Sozialforschung, Kommunikations-, Gesundheits-, Genuss-, Eindrucks- und Ausdruckspsychologie; langjährige Berufserfahrung in der psychiatrischen Krankenpflege für Jugendliche und Erwachsene

unwesentlichem Einfluss auf die Entwicklung des kindlichen und jugendlichen Lebensstils. In welchem Umfang junge Menschen mit Heimtieren in Berührung kommen, zeigt der Tierhaltung von Kindern und Jugendlichen: Ein repräsentativer Querschnitt von Kindern und Jugendlichen im Alter zwischen 13 und 16 Jahren wurde danach gefragt, ob sie zurzeit ein Heimtier besitzen und wenn ja, um welches es sich dabei handelt. Die Ergebnisse machen deutlich, dass nur 38 Prozent der Befragten kein Heimtier zu Hause haben, die Mehrzahl der Kinder und Jugendlichen also ein Heimtier besitzt; in besonders ausgeprägtem Maße gilt dies für Mädchen; nicht wenige Kinder haben dabei nicht nur ein Heimtier, sondern sogar mehrere. Der Umfang des persönlichen Heimtierbesitzes spiegelt die Liebe zu Tieren wider; mit hoher Wahrscheinlichkeit kann man zudem davon ausgehen, dass viele, die gegenwärtig kein Heimtier besitzen, sehr gerne ein solches hätten.

Aufgabenstellung und Theorie

Dieser Untersuchung lag eine mehrfache Aufgabenstellung zugrunde:

- (1) Analyse der Risikofaktoren jugendlicher Entwicklung in der Großstadt Berlin, der Erlebnis- und Beurteilungsmuster sozialer Bezugspersonen und Bezugsgruppen (wie z.B. Eltern, Freunde / Clique, Schule, Beruf) und Analyse der politischen Einstellungen, des Freizeitverhaltens, der Lebensstile, Lebenszufriedenheit, Stress und Affektbelastung sowie der allgemeinen Stimmungslage unter Berücksichtigung möglicher Einflüsse von Heimtieren (vgl. auch den Internetbeitrag Hoff & Bergler: „Jugendliche in der Großstadt“).
- (2) Analyse der Bedeutung eines Hundes für die Prävention und Verarbeitung von Risikofaktoren der persönlichen Entwicklung Jugendlicher in der Großstadt.

Untersuchungsaufbau, Stichproben, Erhebung- und Auswertungsmethoden

Die Untersuchung gliederte sich in zwei Phasen:

Phase I: Psychologische Explorationsstudie (offene Fragen ohne Antwortvorgaben) bei insgesamt 80 Jugendlichen zur Gewinnung des konzeptadäquaten repräsentativen Itempools: Die inhaltsanalytische Auswertung der Gesprächsprotokolle war die Grundlage für die Konstruktion eines standardisierten Fragebogens, in dem dann nur solche Vorgaben (Items) Verwendung fanden – und zwar im Sprachgebrauch der Jugendlichen selbst –, die von den Jugendlichen aufgrund offener Fragen spontan in ihrem Antwortverhalten gegeben worden waren.

Phase II: Sozialpsychologische Repräsentativstudie: 400 Jugendliche in Berlin wurden durch Interviewer auf der Basis eines standardisierten Fragebogens befragt.

Der Repräsentativstudie liegt eine Stichprobe von 400 Jugendlichen im Alter von 11 bis 18 Jahren im Stadtgebiet von Berlin zugrunde. Berücksichtigt wurden 205 männliche und 195 weibliche Jugendliche; 239 sind Schüler, 120 berufstätig bzw. in der beruflichen Ausbildung und 41 Jugendliche sind arbeitslos. 200 Jugendliche hatten einen Hund, 200 besaßen überhaupt kein Heimtier.

Bei den Jugendlichen mit einem Hund lassen sich zusätzlich unterscheiden: Jugendliche, die ihren Hund selbst versorgen (n = 53) und Jugendliche, die ihren Hund nicht alleine versorgen (n = 137). Jugendliche ohne ein Heimtier erlauben ebenfalls eine weitere Unterscheidung, nämlich eine solche nach: Jugendlichen, die ein Heimtier wollen (n = 87) und Jugendlichen die kein Heimtier wollen (n = 113). Bezüglich der Merkmale Art der besuchten Schule, Schulabschlüsse, Beruf der Mutter und des Vaters sowie der Wohnsituation unterscheiden sich die beiden Gruppen mit Hund und ohne Heimtiere nicht. Die Auswertung der Daten erfolgte nach Häufigkeitsverteilungen, Mittelwertvergleichen, Faktoren-, Clusteranalysen und Tests zur Prüfung von Gruppenunterschieden nach den Kriterien der praktischen Signifikanz (Signifikanzwert (sig.), Kontingenzkoeffizient CC bzw. eta²).

Ergebnisse

1. Das Erleben der Großstadt durch Großstadtjugendliche

Jugendliche erleben – so die Ergebnisse der dargestellten Untersuchung – ihre Großstadt Berlin sehr ambivalent. Eher aus rationaler Sicht werden als Vorteile des Lebens in der Großstadt wahrgenommen:

- Vielfalt und Abwechslungsreichtum
- Unterhaltung „rund um die Uhr“
- Vielzahl und Verschiedenartigkeit kultureller Angebote
- Qualität der öffentlichen Verkehrsmittel
- Unbegrenztheit der Einkaufsmöglichkeiten
- Unbegrenztheit der Sport- und Kontaktmöglichkeiten
- Vielzahl von Ausbildungsmöglichkeiten und Arbeitsplatzangeboten

Dem stehen die stärker gefühlsgesättigten Nachteile und Risiken der Großstadt gegenüber:

- Kälte / Herzlosigkeit / Keine Hilfsbereitschaft
- Oberflächlichkeit der Freundschaften
- Durch die Größe der Stadt bedingte Anonymität, Isolation
- Verbrechen, Kriminalität, Drogen
- Lärm
- Viele Autos, Verkehrschaos, Unfälle
- Nervenaufreibende Hektik
- Abrutschen in schlechte Gesellschaft
- Wenig Natur
- Krankheiten
- Sexuelle Belästigungen
- Überangebot an Freizeitveranstaltungen
- Rechtsradikalismus
- Konsumzwang
- Wohnsituation: Wohnsilos
- Materielle Einstellung vieler Großstädter
- Arbeitslosigkeit

Darüber hinaus erleben Jugendliche vielfach hautnah immer wieder Kriminalität, Drogenkonsum, frühen Zugang zu Alkohol und Zigaretten, Prostitution, Schule schwänzen, S-Bahn-Surfen, Graffiti sprühen, Aggressivität „rauslassen“, Vergewaltigung u.ä. Unterschiede sowohl in der Wahrnehmung der Großstadtrisiken als auch in der erlebten Kriminalität, Gewalt, Aggressivität etc. lassen sich zwischen den Jugendlichen mit und ohne Hund nicht feststellen, das heißt beide Gruppen sind gleichermaßen persönlich tangiert von Risiken des Großstadtlebens und den damit verbundenen potentiellen Barrieren einer positiven Entwicklung während der Pubertät.

2. Das soziale Umfeld der Großstadtjugendlichen

(1) Die Situation im Elternhaus und das Eltern-Kind-Verhältnis

Hinsichtlich der Beziehung zu den Eltern zeigen sich deutliche Unterschiede zwischen Jugendlichen mit Hund und solchen ohne Heimtier, nämlich:

- Jugendliche mit Hund leben seltener in vollständigen Familien und häufiger bei der alleinerziehenden Mutter, als dies bei der Kontrollgruppe der Fall ist: Gestörte und unvollständige Familien sind Risikofaktoren kindlicher Entwicklung, und die treffen also verstärkt für Großstadtjugendliche zu, die selbst einen Hund besitzen:

<i>Familiäre Verhältnisse (N = 379)</i>				
	Jugendliche mit Hund	Jugendliche ohne Heimtier	sig.	CC
Beide Eltern (oder Stiefeltern) im Haushalt	68,1 %	80,9 %		
Alleinerziehende Mutter	20,4 %	9,0 %	0,01	0,17
Alleinerziehender Vater	3,7 %	2,1 %		
Eltern nicht im Haushalt	7,8 %	8,0 %		

- Jugendliche ohne ein Heimtier bezeichnen das Verhältnis zu ihren Eltern eindeutig positiver, harmonischer und liebevoller, als dies bei der Gruppe mit einem Hund der Fall ist.
- Jugendliche mit einem Hund, den sie auch selbst versorgen, leben signifikant häufiger in einer gestörten und gefühlsmäßig mehrfach belasteten Familiensituation; diese Jugendlichen empfinden verstärkt den Wunsch
 - nach einer mehr von Sympathie geprägten Beziehung zu ihren Eltern,
 - nach mehr Verständnis und Gesprächsbereitschaft,
 - nach größeren persönlichen Freiräumen, mehr Toleranz und weniger Kontrolle,
 - nach einem Elternhaus ohne Konflikte.

Gestörte und unvollständige Familien sind zusätzliche Risikofaktoren in der instabilen Entwicklungsphase der Pubertät: Bedürfnisse nach Harmonie, Zuwendung und sozialer Unterstützung werden von den eigenen Eltern nur in begrenztem Ausmaß befriedigt. Wenn man die im Verlauf der Studie ebenfalls untersuchte spezifische Beziehungsqualität der Jugendlichen zu ihrem Hund mitberücksichtigt, dann lässt sich interpretativ schlussfolgern:

In einer emotional belasteten Familiensituation mit fehlender Geborgenheit, fehlender Gemeinschaft, ungenügendem Verständnis für die Belange des Jugendlichen, fehlender Zuneigung und sozialer Anregung wie Unterstützung, aber auch dem verstärkten Auftreten von Konflikt- und Stresssituationen kann ein Hund Defizite der eigenen Lebensqualität ausgleichen und wünschenswerte Erlebnisse und Gefühle vermitteln: Der Hund als ein präventives Hilfsmittel in unvollständigen und gestörten Familien.

(2) Großstadtjugendliche und ihre Freunde

Freunden kommt bei Jugendlichen generell ein hoher Stellenwert zu: 85 Prozent der Jugendlichen beurteilen den besten Freund / die beste Freundin als „absolut wichtig“, lediglich 15 Prozent bewerten die besten Freunde als „nicht ganz so wichtig“. Freunde und die Clique vermitteln subjektiv gerade in der Großstadt Halt, Schutz und Geborgenheit. Bei jugendlichen Arbeitslosen (10,25 % der Gesamtstichprobe) ist die eigene Clique von praktisch noch größerer Bedeutung, weil sie Mutlosigkeit, Vereinsamung und Verzweiflung zu verhindern und das Erleben von sozialem Ausgeschlossenheit infolge der Arbeitslosigkeit auszugleichen vermag. Unterschiede in den Ergebnissen zwischen Jugendlichen mit einem Hund und solchen ohne Heimtiere gibt es in diesen Grundeinstellungen nicht; Jugendliche mit einem Hund berichten lediglich signifikant häufiger als die Kontrollgruppe, in ihrer Schulklasse viele Freunde bzw. Freundinnen zu haben.

3. Die Bedeutung - das Leistungsprofil - eines Hundes für Großstadtjugendliche

Der gegenwärtige Heimtierbesitz steht in einem nicht unwesentlichen Zusammenhang mit der persönlichen Heimtierbiographie der befragten Großstadtjugendlichen: Jugendliche, die heute einen Hund besitzen, hatten auch in ihrer Kindheit wesentlich häufiger ein Heimtier (75 gegenüber 55 Prozent der Kontrollstichprobe), als dies bei den übrigen Befragten der Fall war. Soweit sie kein Heimtier in der Kindheit hatten, war aber auch ihr Wunsch danach wesentlich deutlicher ausgeprägt als bei der Kontrollstichprobe (58,9 Prozent gegenüber 37,6 Prozent).

(1) Die allgemeine Qualität der Mensch-Hund-Beziehung bei Großstadtjugendlichen

Auch wenn die Risiken des Großstadtlebens weitgehend von allen Jugendlichen in gleicher Weise erlebt werden, ist nun aber die psychologisch entscheidende Frage: Wie gehen unterschiedliche Jugendliche mit diesen Risiken um und im besonderen: Welchen Beitrag vermag ein Hund unter spezifischen Bedingungen der Mensch-Heimtier-Beziehung zur erlebnismäßigen Reduzierung und auch Bewältigung solcher subjektiv bedrohlichen Risiken zu leisten? Jugendliche beschreiben in vielfältiger Weise die „Hilfe“, die ihnen ein Hund zu geben vermag, wobei diese verstärkt von Jugendlichen mit einem Hund wahrgenommen wird, aber auch von Jugendlichen ohne Hund angenommen wird, wenn auch in etwas eingeschränkterem Maße:

- **Hilfe gegen Einsamkeit:** „... man ist nicht mehr so einsam; es ist immer jemand in der Wohnung; man fühlt sich nicht so alleine, wenn man nach Hause kommt, falls man alleine wohnt; dass einsamen Menschen ein Tier ihr ein und alles bedeutet; ein Tier ist toll: es ist immer jemand da, der auf einen wartet ...“
- **Tier als Schmusetier:** „... man kann ein Tier als Schmusetier haben; eine Katze braucht ihre Streicheleinheiten; außerdem kann ein Tier Zärtlichkeit vermitteln, wenn man einen Hasen streichelt oder einen Vogel ganz vorsichtig in die Hand nimmt ...“
- **Vermittlung von Lebensfreude:** „... mit einem Tier hat man mehr Freude am Leben; ein Tier bringt ein Gefühl der Geborgenheit; ein Tier macht einfach Spaß, es bringt einen zum Lachen; am Tier erlebt man, wie schön das Leben sein kann; mehr Freude am Leben ...“
- **Tier als Spielkamerad:** „... wir spielen zusammen auf der Wiese; spielen zusammen Ball; ich werfe der Katze immer einen Bindfaden zu ...“
- **Verbindung zur Natur:** „... es ist schön, wenn man im Großstadtleben mit dem Tier ein Stück Natur hat; man bekommt ein besseres Verhältnis zur Natur; mit einem Heimtier ist man in der Großstadt der Natur näher; ein Tier zu haben, das einem die fehlende Natur ersetzt ...“
- **Tier als Ansprechpartner:** „... dem Hund kann ich alles erzählen; ich kann mir vorstellen, dass man sich bei seinem Tier ausleben kann, wenn man Kummer mit den Eltern hat; man kann mit seinem Tier sprechen; wenn man mal Stress hatte, oder man hat Probleme, dann kann man einfach die Tiere nehmen, die sitzen dann einfach da und tun so, als ob sie zuhören; man kann einem Tier seine Sorgen anvertrauen ...“
- **Tier als Beschützer:** „... der Hund kann einen auch beschützen; wenn man abends mal spazieren geht und hat einen großen Hund, dann passiert bestimmt so schnell nichts; manche haben einen Hund, der schützt sie, dann müssen diese Leute nicht mehr so viel Angst haben auf der Straße; ich kann mir denken, dass ein großer Hund hilft, mit den Chaoten zurechtzukommen, weil sie davor Angst haben, ein Messer oder eine Gaspistole in meiner Hand macht sie nur noch aggressiver ...“
- **Ablenkung:** „... durch ein Heimtier in der Großstadt kann man so gut abschalten, indem man sich ganz diesem Tier hingibt; ein Tier kann aufheitern, wenn man vom Alltag bedrückt ist; man kann sich sehr gut mit Tieren beschäftigen und dann kann man viel vergessen ...“
- **Bewegung durch das Tier, körperliches Training:** „... ein Hund ist gut in der Großstadt, dass man nicht nur so rumsitzt, sondern sich mehr bewegt; man kann mit

seinem Tier spazieren gehen; und man hat viel Bewegung, wenn man einen Hund hat ...“

- **Vereinfachte Kontaktabahnung zu anderen:** „... ich kannte mal eine alte Frau, die hatte einen Hund und dadurch, dass sie mit dem jedes Mal raus musste, ist sie oft auf die Straße gegangen und hat Leute kennen gelernt, z.B. ältere Leute mit Hunden und hat dann eben Kontakt zu denen gehabt, sonst wäre sie sicher einsamer gewesen; man kommt raus mit seinem Hund, und man lernt Leute kennen ...“
- **Schutz vor Verzweiflung, Depression, Sinnlosigkeit, Grübeleien:** „... der Hund hilft einem, wenn man alles hinschmeißen will, das nicht zu tun; wenn man einen Hund hat, kommt man nicht so ins Grübeln; durch den Hund hat man eine richtige Ablenkung und kommt auf andere Gedanken ...“
- **Ablenkung von Suizidgedanken:** „... ein Hund trägt dazu bei, das Leben, wenn es so richtig sinnlos erscheint, doch nicht zu beenden ...“
- **„Loyalität“ des Tieres:** „... mit einem Tier hast Du einen Freund, der hält zu Dir; das Tier ist treu ...“
- **Lernen von Verantwortungsgefühl:** „... man kann für das Tier sorgen, man lernt, Verantwortung zu übernehmen: schon Kinder können durch ein Tier lernen, die Bedürfnisse anderer zu verstehen; sie merken, die Katze braucht jetzt Wasser, weil das Tier Durst hat oder mein Hase will jetzt was fressen; das ist ganz schön viel Verantwortung und zwar rund um die Uhr ...“
- **Lernen von sozialer Sensibilität:** „... wenn man einen Hund hat, denkt man nicht nur an sich selbst, man ist nicht so egoistisch; man kann den Hund häufig beobachten und lernt dann auch, andere Menschen besser zu beobachten und zu sehen, was mit denen los ist ...“
- **Tier als Retter bei Feuer:** „... eine Katze oder ein Hund kann einen wecken, wenn Feuer im Haus ist, ich hab' das in der Zeitung gelesen, da ist ein Hund ganz unruhig gewesen und hat gejault, sein Herrchen ist wach geworden und der hat dann gemerkt, dass es brennt, da hat der Schäferhund die ganze Familie gerettet ...“
- **Verstärkte Freizeitaktivitäten durch das Tier:** „... ich glaube, dass die Menschen, die in der Großstadt ein Tier haben, auch viel mehr machen in ihrer Freizeit, ich glaube auch, dass die mehr Interessen haben ...“
- **Erlernen von Toleranz und Freundlichkeit:** „... ich denke, dass Menschen, die Tiere haben, irgendwie toleranter sind, ein Tier macht ja oft nicht das, was man gerne möchte, da lernt man dann auch Toleranz, außerdem sind sie freundlicher ...“

- **Tier als Gesprächsstoff:** „... öfter sehe ich Leute, die mit Hunden unterwegs sind, die unterhalten sich immer gleich, die haben dann immer Gesprächsstoff, oft würde man sich ja gerne mal mit jemandem unterhalten, aber man hat keine Ahnung, worüber, da ist es dann gut, wenn ein Hund dabei ist, hat man immer was zu quatschen ...“
- **Tier als Frustrabbau und -bewältigung:** „... durch den Hund erlebt man weniger Frust; durch den Hund wird man leichter damit fertig, wenn man mal Frust hat ...“
- **Tier als Hilfe zur Selbstsicherheit:** „... mit dem Hund wird man selbstsicherer, weil man jemanden hat, der einen mag ...“

Die aus den Ergebnissen der explorativen Pilotstudie entwickelten Merkmale der Beziehungsqualität von Großstadtjugendlichen zu ihren Hunden haben zur Konstruktion einer Einstellungsskala geführt, die in der Repräsentativstudie zur Anwendung gelangte.

Die Ergebnisse der Faktorenanalyse (Gesamtvarianzaufklärung = 59,5 Prozent; N = 400) dokumentieren die spezifische Qualität der Mensch-Heimtier-Beziehung der Großstadtjugendlichen.

Es wird einerseits deutlich, welche Bedeutung ein Hund für einen Jugendlichen besitzt bzw. besitzen kann und andererseits, welche möglichen kleineren oder größeren Probleme damit verbunden sein können:

Positive Erlebnisdimensionen der Jugendlichen-Hund-Beziehung:

Faktor I: Der Hund als Freund und Lebensgefährte

Faktor II: Emotionale Unterstützung und Schutz durch den Hund

Faktor III: Der Hund als Spielgefährte und aktivierendes Stimulans

Faktor IV: Der Hund als Ersatz für zwischenmenschliche Beziehungen

Faktor V: Der Hund als Anregung zu außerhäuslichen Aktivitäten („Anti-Stubenhocker“-Effekt)

Negative Erlebnisdimensionen der Jugendlichen-Hund-Beziehung:

Faktor VI: Hygienerisiken und Beeinträchtigungen durch den Hund

Faktor VII: Zeitaufwand / Gebundenheit durch den Hund

(2) *Der Hund als Lebenshilfe für Großstadtjugendliche*

Schon zwischen Jugendlichen mit einem Hund und solchen, die keinen besitzen, gibt es große Unterschiede, was das erlebte bzw. auch vermutete Leistungsprofil eines Hundes angeht. Noch deutlicher werden aber die Differenzen, wenn man die beiden Extremgruppen „Jugendliche, die ihren Hund selbstverantwortlich versorgen“ (n = 53) und „Jugendliche, die kein Heimtier wollen“ (n = 113) einander gegenüberstellt. Das differenzierte Leistungsprofil eines Hundes für Jugendliche in der Großstadt ist im Folgenden tabellarisch zusammengefasst.

<i>Das Leistungsprofil eines Hundes für Großstadtjugendliche (N = 166)</i>				
	Jugendliche, die ihren Hund selbst versor- gen	Jugendliche ohne Tier- wunsch	sig.	CC
Verhinderung von Einsamkeit	94,3 %	77,5 %	0,01	0,20
Vermittlung von Lebensfreude	94,3 %	66,7 %	0,00	0,29
Erleben von Streicheleinheiten, Zärtlichkeit	81,1 %	59,5 %	0,01	0,21
Naturverbundenheit	83,0 %	62,2 %	0,01	0,21
Körperliches Training, Gesundheitsförder- ung	54,7 %	23,4 %	0,00	0,30
Förderung von Verantwortung, Pflichtbe- wusstsein, Aufgabenerfüllung, Zuverlässig- keit	92,5 %	69,1 %	0,00	0,25
Förderung von Rücksichtnahme, Toleranz, Mitmenschlichkeit	75,5 %	34,5 %	0,00	0,36
Kontaktgewinnung	81,1 %	52,3 %	0,00	0,27
Seelische Stabilisierung	81,1 %	58,7 %	0,00	0,22
Schutz vor Verzweiflung, Depression, Sinnlosigkeit, Grübeleien	69,8 %	41,4 %	0,00	0,26
Ablenkung von Suizidgedanken	81,1 %	49,5 %	0,00	0,29
Frustrabbau und -bewältigung	69,8 %	48,2 %	0,01	0,20
Soziale Stabilisierung	62,3 %	37,8 %	0,00	0,22
Reduzierung von Hektik	64,2 %	43,2 %	0,01	0,19
Vermittlung von Sozialkontakten	81,1 %	52,3 %	0,00	0,27
Hilfe zur Selbstsicherheit	81,1 %	55,0 %	0,00	0,25
Verhinderung von Egoismen	79,2 %	51,4 %	0,00	0,26

Jugendliche mit einem Hund und dabei in noch ausgeprägterem Maße solche Jugendliche, die ihren Hund selbstverantwortlich versorgen, erleben also in sehr hohem Maße ihr Heimtier als ein „Hilfsmittel mit Seele“ gegenüber den vielfältigen und bereits dargestellten Großstadtrisiken. Der Hund, dem man gleichsam freundschaftlich und partnerschaftlich

verbunden ist, fordert, fördert und unterstützt junge Menschen in einer anonymen und vielfach unüberschaubaren und auch bedrohlichen wie verführerischen Umwelt; ihr Hund macht für sie die Großstadt etwas menschlicher und gewährt Schutz vor Reizüberflutung, Verführung und Orientierungslosigkeit.

Ganz entscheidend wird die erlebnismäßige Bedeutung eines Heimtieres in Verbindung mit der Entwicklung lebensbedrohlicher Risiken. Hat ein Jugendlicher ein partnerschaftliches Verhältnis zu seinem Hund entwickelt, erlebt er ihm gegenüber Verantwortlichkeit und fühlt er sich auch in kritischen Situationen nicht allein gelassen, dann lässt sich aufgrund der vorliegenden Ergebnisse schlussfolgern, dass ein Hund Jugendlichen dabei hilft, existentiell bedrohliche Erlebnislagen und -risiken der Großstadt wie aber auch der pubertären Entwicklungsphase (Depression, Verzweiflung, Resignation, Sinnlosigkeit, Suizidgedanken) zu mildern und in einem bestimmten Ausmaß zu verarbeiten und auch abzubauen. Es lässt sich auch formulieren: Dem Hund kommt eine Präventionsfunktion bei affektiven seelischen Gleichgewichts- und Verhaltensstörungen zu.

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass Jugendliche ihren Hund, in statistisch eindeutig ausgeprägtem Maße, als Schutz, Prophylaxe und motivierende pädagogische Hilfe erleben; auch in Verbindung mit der Prävention bei Risikofaktoren wie:

- Einsamkeit 94 %
- fehlender Freude 94 %
- Gleichgültigkeit, sozialer Isolation 94 %
- Verzweiflung, Erleben von Sinnlosigkeit 81 %
- Lieblosigkeit 81 %
- dem Erleben persönlicher Nutzlosigkeit 81 %
- Egoismus 79 %
- grüblerischen Depressionen 69 %
- „Frust“ 69 %
- Hektik, Alltagsstress 64 %

4. Das Freizeitverhalten und der Lebensstil von Großstadtjugendlichen

Unterschiedliche soziale Rahmenbedingungen begründen wesentlich den sich entwickelnden Lebensstil und die Qualität der Freizeitorientierung von Jugendlichen. Ein zentrales Moment

der alltäglichen Lebensgestaltung ist zweifellos der Besitz und die Verantwortung für ein Heimtier. Die von uns untersuchten Stichproben von Jugendlichen mit einem Hund und der Kontrollgruppe ohne Heimtierbesitz unterscheiden sich in den wesentlichen demographischen Merkmalen nicht; Unterschiede im Lebensstil und Freizeitverhalten müssen dann in anderen Faktoren – wie zum Beispiel dem Heimtierbesitz – begründet sein. Ein Hund vermag vor allem dann, wenn man für ihn selbst voll verantwortlich ist, den persönlichen Lebensstil nicht unwesentlich und positiv zu modifizieren.

(1) Das Freizeitverhalten

Die Vielzahl möglicher und in der Untersuchung vorgegebener Freizeitaktivitäten wird verständlicherweise von den Jugendlichen in unterschiedlichem Ausmaß wahrgenommen; bei vielen Möglichkeiten unterscheiden sich Jugendliche mit einem Hund nicht von denen, die überhaupt kein Heimtier besitzen. Unterschiede zeigen sich vor allem dahingehend, dass Jugendliche mit Heimtier:

- häufiger ins Kino gehen
- häufiger Sport in einem Verein betreiben
- häufiger Musik hören
- häufiger basteln, aber auch Handarbeiten machen
- häufiger einen Stadtbummel unternehmen
- häufiger einkaufen gehen sowie
- häufiger Jugendzentren, Jugendclubs, aber auch Veranstaltungen der Jugendorganisationen von Gewerkschaften, Parteien, Kirchen besuchen.

Jugendliche mit einem Hund zeigen also insgesamt ein höheres Ausmaß an aktiver und außenorientierter Freizeitgestaltung: Langeweile wird wenig erlebt, man unternimmt etwas, geht unter die Leute, ist auch sportlich aktiv und integriert sich gerne in Jugendgruppen; man lebt nicht nur gerne mit seinem Hund zusammen, sondern sucht darüber hinaus auch, mit seinem Hund etwas zu unternehmen. Ein Hund fördert nicht den Rückzug auf das eigene Ich und den passiven Konsum von Freizeitangeboten, sondern stimuliert zu Aktivität und sportlich orientierter Geselligkeit.

(2) Lebensstil

Jugendliche unterscheiden sich wesentlich in dem individuellen Ausmaß, wie sie die unterschiedlichen Zielvorstellungen der eigenen Lebensqualität für sich persönlich als

wesentlich, wichtig und zutreffend erachten. Diese Zielvorstellungen der eigenen Lebensqualität lassen sich psychologisch auf vier Dimensionen (Faktoren) abbilden (vgl. auch den Internetbeitrag Hoff & Bergler: „Jugendliche in der Großstadt“):

Faktor I: Traditionelle Werte; Soziale Orientierung

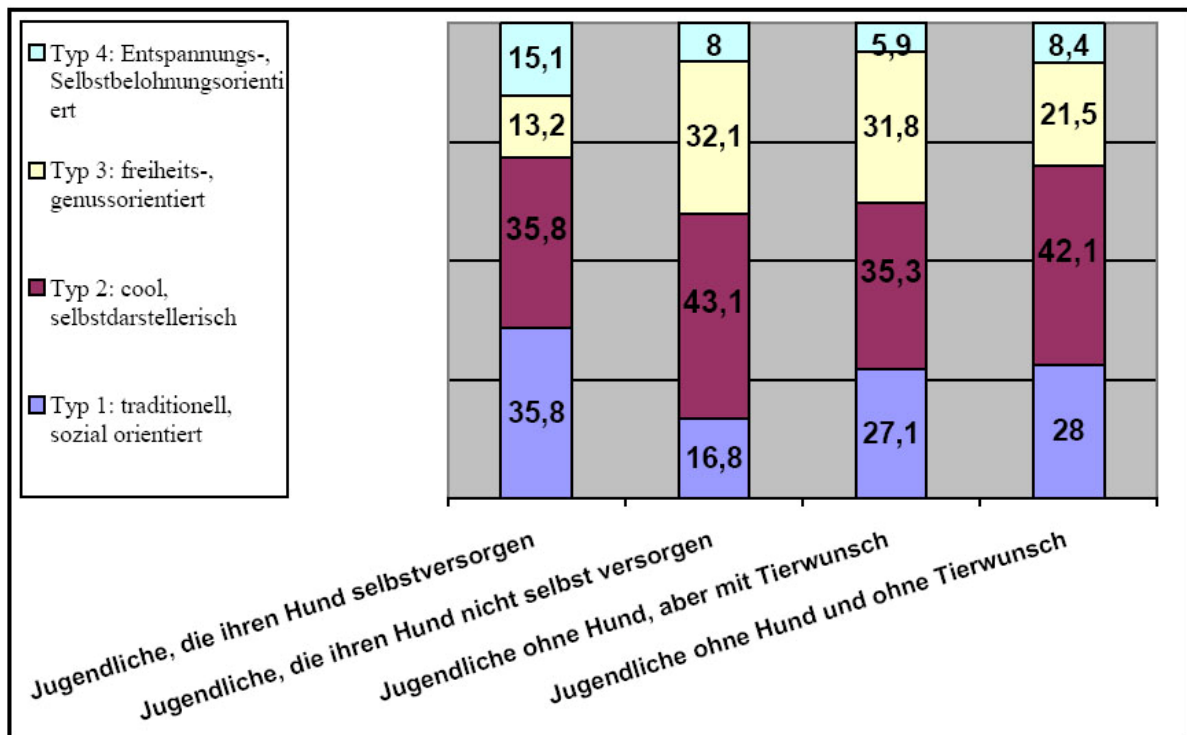
Faktor II: Freiheit und Genuss

Faktor III: Cool und erwachsen wirken; Konsumorientierung

Faktor IV: Entspannung, Selbstbelohnung

Die Jugendlichen lassen sich mit Hilfe von Clusteranalysen zu Typen der Lebensstilorientierung zusammenfassen; in unserem Falle ergeben sich vier qualitativ deutlich

voneinander unterscheidbare Typen (vgl. zur ausführlichen Beschreibung den Internetbeitrag Hoff & Bergler: „Jugendliche in der Großstadt“). Untersucht man nun, ob Jugendliche, die einen Hund haben, schwerpunktmäßig einem anderen Lebensstiltyp zuzuordnen sind als Jugendliche ohne Hund, ergeben sich statistisch hoch signifikante Ergebnisse:



Demnach unterscheiden sich vor allem Jugendliche, die einen Hund selbstverantwortlich versorgen und zu ihm einen ausgeprägten partnerschaftlichen Bezug haben, von der Kontrollgruppe ohne Hund und ohne Tierwunsch eindeutig in ihren Wunschvorstellungen

und Wichtigkeitswerten der Lebensqualität: Vor dem Hintergrund ihrer persönlichen Lebenssituation sind Jugendliche, die ihren Hund selbst versorgen, ausgeprägt an sozialen und traditionellen Werten orientiert; sie suchen Entspannung, Geborgenheit, aber auch Gemeinsamkeit und Zärtlichkeit. Ihr Hund erscheint ihnen als eine psychologische Brücke zu anderen Menschen und auch als Sympathieträger: Er fördert Kommunikation und vermindert die Risiken zwischenmenschlicher wie aber auch persönlicher Konflikte. Jugendliche ohne Tierbesitz und Tierwunsch haben vorwiegend eine eher gegenläufige Lebensstilorientierung: Die traditionellen Werte und soziale Ausrichtung werden in dieser Gruppe mit niedrigeren Wichtigkeiten belegt; Zielvorstellungen der Lebensqualität sind zentral bestimmt von den Wünschen nach Konsum, Erwachsensein, Attraktivität, Abenteuer; man möchte keine Schwächen haben und sie noch weniger zeigen. Ein Hund wird als Barriere bei der Verwirklichung eigener Zielvorstellungen erlebt. Nach den vorliegenden Ergebnissen lassen sich also eindeutige Zusammenhänge zwischen der Lebensstilorientierung von Jugendlichen mit einem Hund und solchen ohne ein Heimtier diagnostizieren.

5. Lebensfreude und Lebensqualität der Großstadtjugendlichen

Menschliches Verhalten und Handeln, Erleben und Gestalten ist entscheidend von den grundlegenden Gefühlen der Lebensbefindlichkeit mitbestimmt. Da die Mensch-Heimtier-Beziehung wesentlich eine solche gefühlsmäßiger Natur ist – nicht eine rationale Überlegung steht am Anfang, sondern Erlebnisse der Sympathie öffnen den Weg zu Tieren –, müsste sich wohl eine solche Beziehung nachhaltig auf die Qualität des emotionalen Befindens im Alltagsleben auswirken bzw. damit in einem nachweisbaren Zusammenhang stehen. Man muss sich daher die Frage stellen, welche subjektiven Befindlichkeiten prototypisch für Jugendliche mit bzw. ohne einen Hund sind.

Die Ergebnisse zeigen, dass Jugendliche mit einem Hund in ihrer alltäglichen Lebensgrundstimmung im Vergleich zu der Kontrollgruppe eine signifikant positivere Gesamttönung zeigen:

<i>Allgemeine Stimmungslagen und Lebensqualität (N = 400)</i>				
	Jugendliche mit Hund	Jugendliche ohne Heimtier	sig.	CC
Ich fühle mich schon öfters einsam, ohne richtigen Kontakt zu anderen Menschen	12,1 %	23,0 %	0,00	0,14
Ich fühle mich manchmal so richtig nichts-nützig	18,0 %	27,6 %	0,02	0,11
Mir macht das Leben, so wie es im Moment ist, richtig Spaß	68,5 %	58,5 %	0,04	0,10
Ich kann im Großen und Ganzen machen, was ich will	67,0 %	76,0 %	0,05	0,01

Für Jugendliche mit einem Hund macht das Leben Spaß, man hat mehr „Freude an der Freizeit“, freut sich über Lob und Anerkennung; Einsamkeitsgefühle und Empfindungen der Langeweile, Verzweiflung, Niedergeschlagenheit und Nichtsnutzigkeit treten seltener auf. Die Freude am eigenen Hund spielt dabei expressis verbis eine ganz entscheidende Rolle: „... ich bin froh, dass ich meinen Hund habe, das macht mir so richtig Freude ...“ (83,5 %). Jugendliche ohne ein Heimtier erleben demgegenüber wesentlich häufiger Einsamkeit, Langeweile, Überflüssigkeitsgefühle, wenig Lust zu vielen Dingen und weniger Freude am Leben. Darüber hinaus ergeben sich bei den Jugendlichen ohne Hund in ausgeprägterem Maße als bei Jugendlichen mit Hund:

- eine geringere Zufriedenheit mit der eigenen Freizeit und ihrer Gestaltung
- eine im Affekt höhere Aggressionsbereitschaft
- eine ausgeprägtere Sympathie für die Radikalität jugendlicher Verhaltensweisen
- ein häufigeres Fehlen von guten Freunden.

Damit werden Risiken erkennbar, für die diesen Jugendlichen keine hinreichenden Verarbeitungs- und Bewältigungsstrategien – Coping-Strategien – zur Verfügung stehen. Bei Jugendlichen mit einem Hund sind solche Frustrationen und Beeinträchtigungen ihrer allgemeinen Gefühls- und Stimmungslage weitaus weniger weit verbreitet; ihr Selbstwertgefühl ist stabiler. Es kann wohl davon ausgegangen werden, dass ein Hund bei Jugendlichen Stimmungsschwankungen, die ja immer wieder auch als prototypische Pubertätssymptome gelten, positiv und damit regulierend zu beeinflussen vermag. Bei Frustrationserlebnissen, affektiver Reizbarkeit, negativer Lebensgrundstimmung und damit verbundener Instabilität des eigenen Selbstwertgefühls vermittelt ein Hund in spielerischer

Selbstverständlichkeit immer wieder Freude, Sicherheit, Anregung, Gemeinsamkeit und soziale Unterstützung. Einsamkeitserlebnisse werden reduziert und ebenso das Aufkommen von selbstzerstörerischen Gefühlen sowie auch existentiell bedrohlichen Befindlichkeiten der eigenen Sinnlosigkeit. Hinzu kommt, dass die in der Pubertät gleichsam natürlicherweise vielfach auftretenden Stimmungsschwankungen, Konflikte und auch Aggressionsbereitschaften mit Hilfe eines Hundes in einem bestimmten Umfange reguliert und vermindert werden können, aber auch eine Hilfe bei deren Abbau sind.

Resümee:

Die Bedeutung, der Wert und die Erlebnisqualität eines Hundes ist für Jugendliche in der Großstadt, die einen Hund halten, vor allem wenn sie ihn auch selbst versorgen, spezifisch begründet in:

(1) der Qualität der gefühlsmäßigen Unterstützung und Stabilisierung:

- Angst- und Stressreduktion
- Schutz vor Risikoverhalten
- Kontaktgewinnung und Anonymitätsüberwindung
- Offenheit und Berechenbarkeit eines „Freundes“
- Vermittlung von Erlebnislagen des Vertrauens.

(2) der Stimulierung zu Freude und Spiel:

- Begleitung in allen Lebenslagen
- Spielfreudigkeit
- Verhinderung von Langeweile: die permanente Anregung
- Empfang und Vermittlung von Streicheleinheiten.

(3) der Stabilisierung in sozialen Konfliktsituationen:

- Erleben von Geborgenheit, Anerkennung, Vertrauen, Kontinuität der Zuneigung, Anwesenheit und Verantwortlichkeit.

(4) der Gesundheitsförderung durch

- Bewegungstraining

- Tageslaufregulierung
- Naturverbundenheit.

Der Hund ist nicht nur ein Lebewesen, dem man mit großer Sympathie und einer allgemein umfassenden Tierliebe begegnet, sondern ein Lebewesen, das die spezifische Lebenssituation von Jugendlichen auch und gerade in der Großstadt stabilisierend, fördernd und fordernd mitbestimmt. Die Risikofaktoren des Großstadtlebens und der Pubertät werden vermindert und vielfach auch vermieden. Es findet eine Stabilisierung der Gefühle und Stimmungen wie eine kommunikative Stimulierung als Basis positiver Lebensorientierung statt. Einem Hund als Partner und Weggefährte in einer Lebensphase mit möglichen großen und kleinen Risiken, Krisen und Problemen kommt damit die Bedeutung eines pädagogisch-präventiven Schutzfaktors zu.

6.6 Hunde und ihre Wirkung auf alte Menschen

Die wohltuende Wirkung der Tiere ist gerade für ältere Menschen, die allein oder im Pflegeheim leben, von ganz besonderer Bedeutung. Ein Haustier lindert die Einsamkeit und verleiht durch die tägliche Aufgabe für das Tier zu sorgen, dem Tag eine gewisse Struktur.

Es lenkt von Sorgen und Schmerzen ab. Das Gefühl gebraucht zu werden, jemanden versorgen, pflegen zu müssen, verleiht Menschen, die sich nutzlos fühlen, wieder neue Kompetenzen. Man ist wieder wichtig.

Der Hund trägt oftmals dazu bei, ein neues soziales Netz zu bilden oder zu erhalten. Man sollte ältere Menschen darin unterstützen, ein eigenes Haustier zu behalten, solange es nur irgendwie geht. Viele Ältere haben Bedenken, nicht ausreichend für das Tier sorgen zu können. Dass sie krank werden, vor dem Tier sterben und es unversorgt zurücklassen müssen. Oder sie haben Sorge, das Tier bei einem plötzlich notwendigen Umzug in ein Pflegeheim nicht mitnehmen zu können. Diese Sorgen sind natürlich berechtigt und leider auch begründet.

Die Möglichkeit eines Tierbesuchsdienstes kann aber mittlerweile vielerorts in Anspruch genommen werden und bietet eine einigermaßen befriedigende Alternative. So ist der Kontakt zu Tieren möglich, ohne einen alten Menschen zu überfordern und ohne zusätzliche Verpflichtungen für das Pflegepersonal zu schaffen.

„In einer Gesellschaft mit überdimensionaler Zunahme des Anteils älterer, pflegebedürftiger und verwirrter Menschen, die sich in Medien und Selbstverständnis nach wie vor an Jugend und Leistung orientiert, werden gerade für Ältere Begegnungen und Erlebnisse, in denen sie sich wertgeschätzt und akzeptiert fühlen, immer wichtiger. In diesem Bereich des gesellschaftlichen Engagements können Tiere einen wichtigen Beitrag leisten. Sie bringen ein Stück Normalität in den oft entfremdeten Heimalltag, in dem sich die Senioren nur schwer eingewöhnen können. Sie stellen Kontakte zwischen den Generationen her und bereichern das Leben der ehrenamtlichen. Hundebesuchsdienste wurden in der Vergangenheit mitunter belächelt, nicht ernst genommen, hygienische Bedenken wurden vorgeschoben. Inzwischen sind die Wirkungen nachgewiesen und in der Praxis offensichtlich. Der Kontakt mit Tieren lindert Beschwerden und bringt Freude und Sinn in das Leben alter Menschen. Die Akzeptanz von Tierbesuchen hat sich deutlich erhöht. Die Türen zu den meisten Pflegeheimen stehen heute weit offen, Hunde sind als Besucher gern gesehene Gäste. Es ist an der Zeit, Begegnungen mit Tieren – in welcher Form auch immer – als festen Bestandteil einer qualitativ guten Pflege in Betreuungskonzepten für ältere Menschen zu integrieren. Voraussetzung dafür ist, dass die zumeist ehrenamtliche Arbeit mit Tieren mehr als bisher unterstützt und gefördert wird. Dazu müssen Finanzierungsmodelle weiterentwickelt werden. Tiere ersetzen den Menschen nicht, aber sie können auf ihre besondere Weise die Fürsorge der menschlichen Bezugspersonen ergänzen.“ (BRAUN und SCHMIDT 2003, 333)

6.6.1 Aktivierung, Aktivierende Pflege

- **Vigilanz, Aufmerksamkeit:**
Die bloße Anwesenheit eines Hundes in einem Raum kann alte Menschen aktivieren. Das fröhliche Begrüßen durch aufgeregtes Schwanzwedeln kann Passivität durchbrechen. (vgl. OLBRICH 2004, 2)
- **Aktivierung auf optimalem Niveau:**
Einen Hund zu streicheln, zu füttern, mit ihm zu spielen oder einen Spaziergang zu unternehmen, ihn zu pflegen und zu versorgen - aktiviert körperlich, aber auch sozial, emotional und kognitiv.
Hunde sprechen alle Sinne an und wecken bei vielen alten Menschen Erinnerungen an frühere gemeinsame Aktivitäten. Sie regen zu Wiederholung (und Ritualisierung) und

Weiterführung an „(...) und das alles auf einem Niveau der optimalen Aktivierung, also weder über- noch unterfordernd.“ (OLBRICH 2004, 3)

- Die Selbstverständlichkeit, wie ein Hund, als freundliches vertrautes Lebewesen auf einen Menschen zugeht, mit ihm in Kontakt tritt und ihn so akzeptiert, wie er ist – das ist wohl das Geheimnis, was viele alte Menschen aus ihrer Lethargie ausbrechen lässt. Hunde besitzen keine menschlichen Bewertungsmaßstäbe, sie regen alte Menschen an, sie zu streicheln, mit ihnen zu kommunizieren, sie zu füttern, zu unterhalten, sie zu versorgen, mit ihnen zu spielen.
Hunde holen alte Menschen aus dem verschlossenen Kreis ihrer Zurückgezogenheit heraus und drängen sie in einen weiteren und sicheren Bereich des Lebendigseins. Sie haben dabei oft mehr Erfolg als so manches anspruchsvolle Förderprogramm. (vgl. OLBRICH 2004, 3)

- Basale Stimulation:
Hunde stimulieren in der Art der Basalen Stimulation: ihre Berührungen sind weich, haben die richtige Intensität für Kontakt. Sie sind nicht monoton oder mechanisch, sondern folgen einem biologisch alt bewährtem Muster. So zeigt sich der Hund dem alten Menschen zum Beispiel, indem er sich zu Füßen hinlegt, oder seine Schnauze unter die Hände „gräbt“. Der Rhythmus von Bewegungen (auch Atembewegungen) vermittelt Sicherheit und Beistand (man fühlt sich im Beisein eines Hundes nicht so einsam), wirkt beruhigend und vertraut.
OLBRICH spricht in diesem Zusammenhang von einem „Verbundensein auf tiefen Schichten“; einem tief verankerten, archaisch grundgelegtem Wissen um ruhige Nähe zu vertrautem, anderen Leben, als Signal von Sicherheit. (vgl. OLBRICH 2004, 3)

6.6.2 Rehabilitation

- Rehabilitation- Sensorische Stimulation:
Hunde stimulieren viele Sinne von alten Menschen: beim Halten, Heben oder Streicheln, beim Gehen mit dem Hund oder beim Spielen. Die meisten Menschen müssen nicht erst dazu aufgefordert werden, einen Hund anzuschauen, ihn zu streicheln, seinen Körper zu fühlen und zu riechen und seinen kleinen Lauten zuzuhören. Gerade alte Menschen suchen solch eine sensorische Stimulation von sich

aus. Sie verbinden ihre intrinsische Motivation meist mit einer ganz selbstverständlichen Bereitschaft zum Reagieren und zum Lernen. Zum Beispiel, wenn sie sensibel darauf achten, wie anders der kleine Hund läuft, als der große. (vgl. OLBRICH 2004, 4)

- Rehabilitation- Sensorische Integration:

Das Zusammenspiel der Wahrnehmung von Geruch, Bewegung, Aussehen, Tastqualität (Wie fühlt sich dieser Hund an?) und auch Laute, die der Hund von sich gibt passiert ganz selbstverständlich beim Umgang mit Hunden.

Die integrierten Sinnesempfindungen werden mit adäquaten motorischen Reaktionen verknüpft. Bei einfachen Vorgängen, wie beispielsweise beim Bürsten des Fells eines Hundes und auch bei recht komplexen Vorgängen, wie sie etwa bei Dressuren verlangt werden, die einem Hund das Pfötchen Geben oder das Apportieren beibringen, werden kognitive Prozesse zwischen Sensorik und Motorik gefügt. (vgl. OLBRICH 2004, 4)

- Resozialisation:

Hunde fördern Kommunikation unter Menschen. „Wer mit einem Hund durchs Altersheim geht, wird häufiger angeschaut, kommt leichter ins Gespräch mit Personen, denen sie /er begegnet, hat die größere Chance, einen tieferen und längeren Kontakt aufzubauen als eine Person, die den gleichen Weg allein zurücklegt.“ (OLBRICH 2004, 4)

Hunde ziehen die Aufmerksamkeit in einem Raum leicht auf sich. Sie werden von vielen Anwesenden beobachtet, oft auch angesprochen und berührt. Fragen an die BesitzerInnen werden durch Hunde angeregt, Gespräche entstehen. Hunde integrieren „ihre Menschen“, ohne besondere Anstrengung und ohne kognitive Kontrolle, leicht in ein Netz von Kontakten und Beziehungen. (vgl. OLBRICH 2004, 4)

- Rehabilitation- alte Fertigkeiten wieder beleben und neue erwerben:

Motorische Fertigkeiten, die verloren gegangen oder stark geschwächt wieder erlernt oder gestärkt werden sollen, können oft relativ mühelos mit einem Hund wieder gewonnen werden. „Der regelmäßige Spaziergang mit dem Hund hilft nach der Implantation eines Hüftgelenkes, die Muskeln zu stärken, Gelenke adäquat zu belasten, Bänder zu stärken, er hilft, die motorische Koordination wieder zu gewinnen,

regt das Herz- Kreislaufsystem an, hat wahrscheinlich auch positive Auswirkungen auf Stoffwechsel und Verdauung.“ (OLBRICH 2004, 4)

- Verantwortung übernehmen:

Die Sorge für und Anteilnahme an anderem Leben erhalten:

Fr. Switters, eine alte Dame, die, wie so viele (alte) Menschen große Angst vor Krankenhäusern hatte rutschte eines Abends im Badezimmer aus und musste Hals über Kopf zu einer Notoperation ins Krankenhaus. Doch gleich nachdem sie die Rettung mit ihrem Handy verständigt hatte, rief sie ihre Tochter an, die sich um Fr. Switters' Hund kümmern sollte. Nicht ein Wort verlor sie über ihre Ängste und auch stärker werdenden Schmerzen. „Alles ging so schnell und der Hund musste versorgt werden!“...Nach der Operation, im Aufwachraum, war die erste Frage der Patientin Switters: „Wie geht es meinem Hund?“

- Hunde lösen unser Sorgen aus, sie lassen die Zentrierung auf uns selbst ein Stück weit zurücktreten. Hunde fordern uns zur Entwicklung von Generativität auf, der Fähigkeit älterer Menschen, libidinösen Strebungen nicht mehr ausschließlich auf sich selbst zu richten, sondern eine tiefe Befriedigung aus dem Wohlergehen anderer zu schöpfen. Hunde führen Menschen von der bloßen Besetzung der eigenen Person fort und hin zum Teilhaben an einem größeren Leben. Dies wirkt wohl gerade deswegen so leicht, weil Hunde von ihren Menschen abhängig sind, man ihnen Probleme nicht erklären kann, sie nicht wissen können, dass wir uns auch dann um sie kümmern, wenn sie einmal von uns getrennt sind. Dabei kommt eine ganz wichtige Form des Kontaktes zum Tragen:

Dem Hund wird Sorge oder Liebe in direkter Form vermittelt (Tonfall der Stimme, Mimik, Gestik, Handeln), was unter Menschen, über die Vehikel von Worten oder materiellen Dingen, kaum möglich ist bzw. nicht passiert. (vgl. OLBRICH 2004, 5)

- Sozial- psychosomatische Rehabilitation:

Hunde aktivieren soziale, psychische und somatische Prozesse, ohne dass dies für den Menschen als allzu mühsam erlebt wird. Diese Prozesse erlauben es auch, ein Stück weit auf Pharmaka zu verzichten. „Medizin wird doch einfach eingenommen, um dann im Körper ihre Wirkung zu entfalten. Dabei braucht die Person weder psychisch, sozial, noch körperlich aktiv zu werden. Wen wundert es da, dass viele alte Menschen

die pharmakologischen Wirkungen nicht sensibel genug verspüren.“ (OLBRICH 2004, 6)

6.6.3 Die Förderung kognitiver Prozesse durch Hunde

- Das Kurzzeit- und Langzeitgedächtnis alter Menschen wird trainiert (vgl. OLBRICH 2004, 6): z.B.: „Heute haben wir beim Spaziergehen einen Feldhasen gesehen. Als wir wieder zu Hause angekommen waren, bekam „Jimmy“ gleich seine Futterration, wie jeden Tag um 9 Uhr!“ oder „Meine erste Hündin hieß „Rosie“, sie liebte es, Vögel aufzuscheuchen und war nicht sehr gehorsam!“
- Neue Aktivitäten lernen: Die Versorgung von Hunden (Ernährung, Pflege, Umgang im Alltag, Umgang in spezifischen Situationen) verlangt immer wieder, vor allem selbstgesteuertes Lernen. Es wird ein komplexes Problemlösen verlangt, etwa dann, wenn Menschen ihren Hund ausbilden, ihm zum Beispiel lernen, heruntergefallene Gegenstände aufzuheben oder eine Tür zu öffnen. Jedes Training verlangt zudem einen Plan für Kooperation und Kommunikation mit dem Hund, welcher letztlich doch den Zielen des alten Menschen dienen soll. Daher ist es notwendig zu versuchen, die „Tiersprache“ zu lernen und zu verstehen. „(...) es ist im wahrsten Sinne des Wortes lebenslanges Lernen, das im Zusammenleben mit Tieren ständig geschieht.“ (OLBRICH 2004, 6)
- Die Realitätsorientierung von alten Menschen wird verbessert: durch vertraute Sequenzen von Aktivitäten (Füttern des Hundes, Richten seines Körbchens) und von Kooperationen werden alte Menschen in ihrem Lebensraum sozial verankert. Die Aufmerksamkeit, die ein Hund mit seinem Verhalten erfährt, bringt eine Konzentration mit sich. Auch das Beachten der Bedürfnisse von Hunden und die Übernahme von Verantwortung für das Tier stellen den Bezug zu einer Realität her, die eine tiefe Verbundenheit von Lebewesen erlebbar macht, ohne die sich Leben nicht entwickelt hätte. „Es ist wahrscheinlich eine wesentlichere und eine „tiefere“ Realität, als jene, die mit so manchem sorgfältig entwickelten Programm angesprochen wird.“ (OLBRICH 2004, 6)

6.6.4 Die Förderung emotionaler Prozesse durch Hunde

- Hunde sind Stimmungsaufheller
- Hunde geben Resonanz und verhelfen alten Menschen ihre eigenen Gefühle zu spüren und wieder auszudrücken:
Alte Menschen sind manchmal emotional verstummt. Durch bloße Beobachtung und Interpretation des Tierverhaltens, durch eine Interaktion mit dem Tier, durch Sprechen darüber mit anderen Menschen und auch durch weniger leicht kognitiv fassbare Interaktionen wie subtile Nachahmung, intuitives Erfassen oder auch unbewusst ablaufende Spiegelungen, wird das Spektrum des emotionalen Lebens verbreitert, wird Fühlen intensiviert. (vgl. OLBRICH 2004, 7)
- Hunde lenken durch Anspruch an Fürsorge, gemeinsame Aktivitäten mit ihnen, aber auch das einfache Wissen darum, dass sie hier sind - von manchen inneren Beunruhigungen (Ängsten) alter Menschen ab und verringern sogar Depression. (vgl. OLBRICH 2004, 7)
- Im Zusammenleben mit Hunden wird die Erfahrung von Verlusten und Trauer auf eine natürliche Art und Weise angesprochen und bewältigt. „Wenn Tiere sterben, trauern wir Menschen oft gleichsam „reiner“, „einfacher“. Der Tod eines Tieres lässt weniger **„ungelebtes Leben“** zurück, Tiere können wir zwar unter Schmerzen und Leid gehen lassen, wir brauchen das schmerzhaft Bedauern nicht zu erleben, das wir spüren, wenn Menschen uns verlassen, mit denen wir uns nicht ausgesöhnt haben. Oft tut uns der Tod eines Menschen doch deshalb so weh, weil wir ihm nicht genug gezeigt haben, wie sehr wir ihn lieben - merkwürdigerweise können wir das Tieren gegenüber leichter ausdrücken.“ (OLBRICH 2004, 7)
- Hunde akzeptieren bedingungslos unsere Liebe und geben sie auf eine tierische Art zurück.
Gerade alte Menschen haben oft niemanden, der sich emotional um sie kümmert und vielmehr noch, um den sie sich kümmern können; um jemanden, der sich über ihre Liebe freut und sie annimmt. (vgl. OLBRICH 2004, 8)

- Im Gegensatz zu den denkenden, wertenden und immer auch urteilenden Menschen, akzeptieren Hunde alte Menschen so wie sie sind „(...) ja, sie geradezu in ihrer Eigenart konstituieren.“ (OLBRICH 2004, 8) - und stärken dadurch das (Ur-)Vertrauen in ihnen.

6.6.5 Die Förderung sozialer Integration durch Hunde

- Verringerung von Isolation, Einsamkeit und Langeweile: durch Kommunikation mit dem Hund und über den Hund.
- Kooperation: (wieder) entweder mit dem Hund oder über den Hund;
- Einen besonderen Stellenwert bei älteren Menschen hat auch das Erleben, vom Hund gebraucht zu werden. Viele haben den Verlust von Kraft, Effektivität, Macht, aber auch das Nachlassen kognitiver Fähigkeiten, die Reduktion ihres sozialen und physischen Lebensraumes hinnehmen müssen, oft ist ihnen bewusst, dass sie nur noch kosten und nach den Standards einer entwickelten Industriegesellschaft eigentlich überflüssige Menschen sind. Die Verantwortung für ein Tier stärkt bei diesen alten Menschen die Überzeugung von ihrer eigenen sozialen Wirksamkeit. Im Umgang mit dem Hund können sie soziale Kompetenz erleben, was sich mit hoher Wahrscheinlichkeit positiv auf ihr soziales Verhalten auswirkt. „Die bloße Überzeugung von eigener Effizienz lässt hilfloses und passives Verhalten unwahrscheinlich werden und die Wahrscheinlichkeit selbständiger, aktiver Verhaltensweisen ansteigen.“ (OLBRICH 2004, 8)

7 Lebensformen zwischen Mensch und Hund

Nach Art und Zweck der Bindung können folgende Lebensformen zwischen Menschen und Hunden unterschieden werden:

7.1 Mutualismus

„Bezeichnet in der Ökologie eine Wechselbeziehung zwischen Lebewesen zweier Arten, das heißt eine Symbiose, die für die Individuen beider Arten vorteilhaft ist. Zumindest eine der Arten kann aber auch ohne die andere überleben. Es handelt sich also nicht um eine vollständige ökologische Nischenbildung.“ (www.de.wikipedia.org)

Der Mutualismus steht dem Parasitismus gegenüber, bei dem die Vorteile einseitig verteilt sind.

7.2 Parasitismus

Einseitige Abhängigkeit und einseitiger Nutzen (für den Parasiten) mit *Schädigung* des Wirtes.

Im Gegensatz dazu steht die **Symbiose**, eine Lebensgemeinschaft mit *gegenseitiger* Abhängigkeit und gegenseitigem Nutzen.

„Parasitismus ist die Wechselwirkung von Organismen unterschiedlicher Arten, bei denen sich der Vertreter der einen Art (der Parasit) aufgrund physiologischer, oft auch struktureller Besonderheiten zeitweise oder auch ständig an oder in einem anderen, in der Regel größeren Lebewesen (dem Wirt) aufhalten muss, um die für seinen Stoffwechsel oder zur Erzeugung von Nachkommen notwendigen Bedingungen zu finden.“ (www.de.wikipedia.org)

7.3 Amensalismus

„Man bezeichnet damit das Zusammenleben zwischen zwei Organismen unterschiedlicher Arten, ähnlich dem Parasitismus, bei der eine Art, die andere *ohne ersichtlichen Vorteil schädigt*. Die Art, die dem negativen Einfluss ausgesetzt ist, hat also keinen Einfluss auf die andere Art.“(www.de.wikipedia.org)

Ein Beispiel liefert die Beziehung zwischen Bisons und Präriehühnern. Präriehühner teilen sich den Lebensraum mit Bisons, das heißt sie leben dort, wo Bisons vorkommen. Präriehühner haben keinerlei Auswirkungen auf Bisons. Umgekehrt aber zertreten die Bisons beim Grasens die Eier der Präriehühner. Sie tun dies nicht absichtlich, aber biologisch gesehen, sind die Bisons schlecht für die Präriehühner.

7.4 Kommensalismus

(von lat. *mensa* = Tisch): „Ein Partner (*Kommensale*, Mitesser) beteiligt sich an dem Nahrungsrückstand eines anderen Organismus. Ein Beispiel sind Aasfresser der Steppen und Wüsten, die größeren Jägern folgen. Gelegentlich können Kommensalen durch Massenaufreten oder Nahrungsknappheit zu indirekten Konkurrenten werden und Interferenzen erzeugen.“ (www.de.wikipedia.org)

7.5 Dulosis

(= Unterjochung, Knechtung, Sklaverei); Üblicherweise wird diese Bezeichnung bei Ameisenarten - die andere Organismen gefangen nehmen und zwingen, für sie zu arbeiten, was zu einem Verlust an biologischem Vorteil bei den gefangen gesetzten Organismen führt – verwendet. (vgl. COPPINGER 2001, 277)

Auf die Hund- Mensch Lebensgemeinschaft bezogen bedeutet dies:

Arbeitshunde leben vielleicht in einer mutualistischen Beziehung mit dem Menschen. Sie leisten messbare Arbeit für den Menschen und umgekehrt, ist der Mensch für den Hund eindeutig von Nutzen. Allerdings wird der Arbeitshund auch samt seiner Entwicklung hin zum Arbeitstier und seinem Verhalten als Haustier adoptiert. (Es gibt keinen Arbeitshund, der immer arbeitet!) Es existiert hier also keine Reinform von Mutualismus, was uns zeigt, dass

Menschen und Hunde mehrere verschiedene Beziehungen zueinander haben, und nicht nur eine.

„Haushunden – die auch als Familien- oder Begleithunde bezeichnet werden – wird üblicherweise ein positiver Einfluss auf den Menschen zugeschrieben, dem sie bedingungslose Liebe, ewige Loyalität, begeisterte Freundschaft und eine ganze Reihe weiterer Dinge im Leben bieten, die als Bereicherung wahrgenommen werden. Im großen Plan der Natur, des Überlebens und der Artenhaltung zählt aber bei jeder Spezies nicht das, was wir für vorteilhaft halten, sondern nur das, was wirklich einen biologischen Vorteil darstellt. Das Überleben aller Lebewesen hängt von einem Trio absoluter Grundbedürfnisse ab:

- Nahrung
- Sicherheit
- Fortpflanzung

Wenn Hunde nicht wesentlich zu einer Deckung wenigstens einer dieser Grundbedürfnisse beitragen, bringen sie dem Menschen streng genommen keinen Vorteil.“ (COPPINGER 2001, 245)

Umgekehrt gilt übrigens, dass der Mensch für den Hund im Hinblick auf die Faktoren: Nahrung, Sicherheit, Gesundheitsversorgung, Aufgaben und sorgfältig ausgewählten Gelegenheiten zur Fortpflanzung vorteilhaft ist. (Ich werde darauf später noch näher eingehen, denn ich bezweifle, dass der Mensch nur positive Auswirkungen auf den Hund hat.) Ein Teil der Hund- Mensch- Beziehung ist also mutualistisch, vor allem jene zwischen Arbeitshunden und ihren jeweiligen Menschen.

Doch wie sieht es aus, wenn der Hund Parasit des Menschen ist? „Parasiten töten ihre Wirte üblicherweise nicht, führen aber zu einer verringerten Überlebensfähigkeit des Wirtes, weil sie ihm für das eigene Überleben zur Verfügung stehende Energie rauben. Die beiden Arten leben gemeinschaftlich, wobei sich die eine auf Kosten der anderen ernährt.“ (COPPINGER 2001, 246)

Ein Beispiel: Ich gehe arbeiten, um Geld zu verdienen und einen Teil davon gebe ich für Hundefutter aus. Im schlimmsten Fall hat mein Hund eine Krankheit oder Verletzung, was

mich Hunderte von Euro kostet, um die Tierarztrechnungen zu begleichen. Oder mein Hund beißt jemanden und ich werde verklagt. Oder der Hund verwüstet meine Wohnung, da er ein Verhaltensproblem hat.

Der Hund zapft meine Ressourcen (Geld, Zeit) und meine Energie an. Meine Überlebenskraft wird dadurch reduziert.

„Hunde kosten den Menschen einiges, darunter direkte Ausgaben für Futter, Tierarztrechnungen, Hundemanagement (Halsung, Leine, Hundesteuern, Zäune). Hunde wirken sich auf öffentliche Budgets im Bereich Gesundheitsversorgung, Hygiene- und Sanitärwesen, Versicherungen, Gesetzgebung und Gesetzesvollzug aus. Sie sind Überträger von Krankheitserregern und wegen ihres unaufhörlichen Bellens und der Zerstörung verschiedenster Dinge eine echte Plage.“ (COPPINGER 2001, 251)

Ich denke nicht, dass der Hund ein ökologischer Parasit des Menschen ist.

„Ein Parasit entwickelt sich so, dass er sich an die ökologische Nische anpasst. Ein Parasit profitiert von der Lebensgemeinschaft mit seinem Wirt. Wie eine Kuh an das Fressen von Gras angepasst ist, ist ein Parasit daran angepasst, seinen Wirt zu fressen. Der Hund verursacht der menschlichen Population vielleicht einiges an Kosten, aber er zieht aus seiner Lebensgemeinschaft mit den Menschen in ihrem Haushalt keinen wirklichen biologischen Nutzen. Das System, mit dem Menschen die Fortpflanzung der Hunde regeln, könnte sogar für jene Hunde, die in diesem System gefangen sind, den Untergang bedeuten.“ (COPPINGER 2001, 260)

Unter Dulosis verstehe ich eine Lebensgemeinschaft der Versklavung bzw. Knechtung des Hundes durch den Menschen.

Ein gutes Beispiel liefert die Situation von Servicehunden in den USA: (vgl. COPPINGER 2001, 275- 294)

Servicehunde werden von einschlägigen Organisationen wie Massenware am Fließband produziert. Dazu zählen Blindenführhunde, Behindertenbegleithunde, Therapiehunde, Signalthunde für Gehörlose oder Hunde, die Epileptiker vor dem nächsten Anfall warnen. Auch Polizeihunde und Spürhunde, die Landminen oder Drogen aufspüren oder von Lawinen oder Erdbeben verschüttete Menschen suchen, zählen zu dieser Kategorie.

„Die Servicehunde haben die schwerste Aufgabe von allen Arbeitshunden und dabei am wenigsten Spaß. Sie haben einen stressigen Beruf, der wenig einbringt. Viele sind nichts anderes als kastrierte Arbeiter, Sklaven, die durch gute Leistungen – falls überhaupt – nur

einen geringen biologischen Vorteil erlangen. Ihr „Beruf“ ist eine Sackgasse.“ (GLASER 2005, 62)

Oberflächlich sieht diese Beziehung nach Mutualismus aus: die Menschen sind der Auffassung, dem Hund eine sinnvolle Aufgabe zu geben und ihn gut zu versorgen. Bei genauerer Betrachtung handelt es sich aber meist um Dulosis, um Versklavung.

Die auszubildenden Servicehunde kommen nach einer Anfangsphase im sterilen Zwinger, für eine Dauer von bis zu eineinhalb Jahren in ein (nettes) zu Hause, danach wieder zurück in die Zwinger der Organisation. Nach einer Woche Eingewöhnung, wo die Hunde unter anderem lernen, auf den Zwingerfußboden zu koten, kommen sie in eine Hundegruppe, die von einem Trainer, den sie noch nie zuvor gesehen haben, gemanagt wird. Bei manchen Organisationen dürfen die Hunde für eine maximale Trainingszeit lediglich 20 Minuten pro Tag, 4 Monate lang, aus dem Zwinger. Daher ist es nicht verwunderlich, dass die Dropout- Rate bei über 50% liegt. Die Reaktion der Branche darauf: „Wir brauchen klügere und intelligendere Hunde!“. (vgl. COPPINGER 2001, 293)

„Wenn ich mir die potentiellen Servicehunde so ansehe, dann glaube ich nicht, dass die Organisationen klügere Hunde brauchen. Was sie brauchen ist ein Schwerpunkt auf Hundeentwicklung in all ihren Aspekten. Sie sollten sich nicht so sehr auf die Genetik und mehr auf biologische Studien über Verhaltensentwicklung stützen, insbesondere über die Entwicklung im ersten Lebensjahr des Hundes. Sie brauchen Trainer, die langfristig mit den Hunden arbeiten und die Hunde von der Geburt bis zur Abgabe an ihren neuen Besitzer begleiten und die auch die erwachsenen Hunde immer wieder nachbetreuen.“ (COPPINGER 2001, 293)

Ein Beispiel für Amensalismus:

Bulldoggen hatten früher eine wichtige Aufgabe und aktive Rolle als Helfer der Schlachter, wurden später zu Sporthunden und schließlich zu einer Rasse von Familien- und Showhunden. „Die Züchter hatten vor allem das Ziel, das ungewöhnliche und bullige Aussehen der Bulldogge zu betonen, und züchteten daher auf Merkmale, die das Wesen der Bulldogge prägen – ein dicker, massiver Schädel mit kurzer, mopsartiger Schnauze. Das – vermutlich versehentlich produzierte – Ergebnis sind Hunde, die oft kaum noch atmen oder kauen können, deren Welpen nur unter größten Schwierigkeiten geboren werden können und deren Hündinnen künstlich besamt werden müssen. Solche Tiere können einfach kein gutes

Leben führen. Ihr „verbessertes“, abnormal ausgeprägtes Aussehen hat sie in eine genetische Sackgasse gebracht, die wie eine Falle wirkt. Für ihr langfristiges Überleben als Art ist das Schicksal, als Begleithund gekapert und gezüchtet worden zu sein, von Nachteil.“ (COPPINGER 2001, 246)

Kommensalismus finden wir bei Hunden und Menschen am ehesten bei Dorfhunden, die hauptsächlich nach Resten und Abfällen menschlicher Nahrung suchen, und sich wie Ratten, von dem ernähren, was Menschen nicht verwerten. Den Menschen hingegen ist es aber ziemlich egal, dass die Hunde da sind. (vgl. COPPINGER 2001, 255)

COPPINGER hat berechnet, dass die Hunde in Amerika (mehr als 50 Millionen Hunde) täglich soviel landwirtschaftliche Erzeugnisse fressen, wie die Gesamtbevölkerung von New York, Chicago und Los Angeles gemeinsam verbraucht.

Man kann behaupten, der Hund steht in Nahrungskonkurrenz zum Menschen.

Wie misst man den Nutzen eines Begleithundes für den Menschen?

Der angebliche Nutzen der Hunde für den Menschen wird üblicherweise mit zwei Argumenten begründet:

1. Hunde arbeiten für den Menschen und erbringen eine konkrete Dienstleistung und
2. tragen sie wesentlich zum Wohlbefinden der Menschen bei. (vgl. COPPINGER 2001, 256)

ad 1) Der Begleithund fällt nicht in die Kategorie eines Arbeitshundes oder Servicehundes (Polizeihund, Blindenführhund), sondern wir sprechen von den Heimtieren, die wir in unsere Familien aufnehmen und die im Normalfall keine Dienstleistungen vollbringen.

ad 2) Dass Hunde zum physischen und psychischem Wohlbefinden beitragen, habe ich bereits ausführlich erläutert. Einerseits wird dieser Nutzen schon genau untersucht und gemessen, andererseits nur sehr ungenau angegeben.

„Psychologen, Biologen und Ärzte haben Lebensfunktionen wie den Blutdruck gemessen, Langlebigkeit dokumentiert und persönliche Wahrnehmungen von Menschen in Krisensituationen aufgezeichnet – und jeweils Hundebesitzer mit Nicht-

Hundebesitzern verglichen. In vielen Fällen sind eindeutig positive Auswirkungen von Hunden nachweisbar. Der Blutdruck ist bei Kindern wie Erwachsenen in einer Fülle verschiedenster Situationen niedriger, wenn ein Hund dabei ist. Kinder haben in Anwesenheit eines Hundes weniger Angst vor dem Arzt. Menschen, die nach ihrem ersten Herzinfarkt zu ihrem Hund nach Hause zurückkehren können, haben eine höhere Lebenserwartung, als jene in der Kontrollgruppe, die keinen Hund haben. Menschen mit Hund haben mehr Sozialkontakt und machen leichter neue Bekanntschaften. Es ist leichter, einen Fremden anzusprechen, der einen Hund hat. Mit dem Hund spazieren zu gehen ist eine gute Art, andere Menschen zu treffen, die ebenfalls mit dem Hund spazieren gehen. Menschen, die an den Rollstuhl gebunden sind, haben festgestellt, dass sie mit einem Hund als Begleitung positivere Reaktionen ihrer Umwelt und mehr Aufmerksamkeit von den Menschen, die nicht im Rollstuhl sind, erhalten, was sich positiv auf ihre Sozialkontakte auswirkt.“ (COPPINGER 2001, 259)

Das Problem für einen Verhaltensökologen ist:

Welchen Faktor setzt man in die Kosten- Nutzen Rechnung ein?

„Wie misst man, welchen Wert die verschiedenen Nutzfunktionen für die Überlebensfähigkeit der menschlichen Population haben? Wenn alte Menschen im Pflegeheim länger leben, treten sie vielleicht mit ihren Enkeln um finanzielle Ressourcen und die Zeit, die ihre Kinder aufbringen können, in Konkurrenz. Wenn Zeit mit der Pflege der alten Eltern, die das reproduktionsfähige Alter bereits überschritten haben, verbracht wird und dies zu Lasten der Kinder, die am Beginn ihres reproduktionsfähigen Alters stehen, dann ist das vielleicht kein biologischer Vorteil für das Überleben der Spezies.“ (COPPINGER 2001, 259)

Wie misst man den Nutzen der Menschen für die Begleithunde?

Die Beziehung von Hund und Mensch fällt am ehesten in die Kategorie des Amensalismus.

„Hunde werden ähnlich wie die Präriehühner, denen die Bisons versehentlich die Eier zertrampeln, von den Menschen versehentlich niedergetrampelt und geschädigt. Die Menschen sind zwar der Meinung, dass sie ihre Hunde gut versorgen und sie „verbessern“ (...). Hunde wirken auf manche Menschen vielleicht wie kleine Kinder und lösen Pflegeverhalten aus. Es wurde sogar schon die Behauptung aufgestellt, dass Hunde deswegen einen runderen Kopf mit kürzerer Schnauze haben als Wölfe, weil Menschen Hunde selektieren, die ein möglichst welpenähnliches Aussehen behalten und dem niedlichen

Kindchenschema entsprechen. Babymerkmale reduzieren auch aggressive Interaktionen.(...) Menschen züchten Haushunde mit kurzer Schnauze, weil sie davon einen Nutzen haben und ohne Rücksicht auf die Auswirkungen, die das für den Hund hat. Nur weil es einem Menschen großen Spaß macht, einen Hund mit Zuneigung und Fürsorge zu überschütten, heißt das noch lange nicht, dass der auf ewig juvenile Hund etwas von seiner kurzen Schnauze hat. (...)

Die Tatsache, dass Hunde „ideale“ Heimtiere abgeben, bedeutet nicht, dass wir sie zu Heimtieren machen sollen. Die Tatsache, dass sie ein angenehmes, soziales und anpassungsfähiges Wesen haben, bedeutet nicht, dass wir sie straflos ausbeuten dürfen. Und die Tatsache, dass sie unglaublich vielfältig und formbar sind, heißt noch lange nicht, dass wir das Recht haben, aus der Grundform jede beliebige Deformation herauszuzüchten, nur weil sie uns gefällt.“ (COPPINGER 2001, 260 ff)

8 Schlussbetrachtung

In meiner Arbeit ging ich vordergründig der Frage nach, warum Hunde in der heutigen Zeit immer mehr an Popularität zulegen und welche Rolle sie im Leben der Menschen spielen. Um die Geschichte des Hundes an die Seite des Menschen nachvollziehen zu können ist es allerdings wichtig zu verstehen, wer oder was dieser Hund eigentlich ist.

Nun, Hunde sind keine Wölfe.

Sie stammen von Wölfen ab.

Sie sind eigenständige Wesen, die sich weiterentwickelt, höchst spezialisiert und an eine neue ökologische Nische – mit dem Menschen als bevorzugten Sozialpartner - angepasst haben.

Die natürliche Selektion bei Hunden wurde durch eine künstliche Selektion durch den Menschen ersetzt. Diese richtete sich ganz nach den Bedürfnissen der Menschen, was den Hund in große Abhängigkeit brachte und uns Menschen große Verantwortung aufbürdet.

Mit den verschiedenen Abstammungstheorien will ich verdeutlichen, wie schwierig es ist, den genauen Zeitpunkt der biologischen Realität des Hundes zu bestimmen. Wolf und Hund stimmen immerhin zu 100 % genetisch überein. (Menschen stimmen zu 99 % genetisch mit Schimpansen überein!)

Seit mindestens 14 000 Jahren leben Menschen mit Hunden zusammen. Und seit Mitte des 19. Jahrhunderts wurde nachweislich gezielt Rassehundezucht betrieben, was für viele Hunde noch fatal enden wird, da sie genetisch in eine Sackgasse geraten sind (sh. Bulldogge).

Alles dreht sich nur um die Menschen. Darum, wie Hunde Menschen helfen und wie sich das Leben eines Menschen durch einen Hund positiv verändern kann. Diese Arbeit soll auch dazu anregen, sich den Bedürfnissen von Hunden zu stellen.

Hunde sind vielleicht die einzige Spezies auf der Welt, der Menschen so viele verschiedene Aufgaben beibringen können. Sie sind Sozialpartner, Sportsfreunde, Beschützer und Begleiter im Alltag, Arbeitskollegen und Therapeuten. Und sie sind abhängig vom Menschen geworden.

Wir sollten uns unserer Verantwortung stets bewusst sein, als überlegte Züchter und sachkundige Hundehalter. Wir sollten unsere Hunde vor Vermenschlichung oder Versachlichung schützen und ihnen ermöglichen, Vertrauen zu gewinnen. Wir sollten Achtung haben!

Denn gerade in der heutigen Zeit wird das Zusammenleben mit Tieren (im Allgemeinen) und Hunden (im Speziellen) immer wichtiger. Besonders die sozial- emotionale Beziehung gewinnt für Menschen zunehmend an Bedeutung. Menschen können sich in einer urban und technologisch geprägten Umwelt weder persönlich, noch geistig und emotional voll entwickeln. Man könnte sagen: So wie wir leben, so können wir nicht leben! Oder mit den Worten von Dr. Erhardt OLBRICH (2004): „Zuviel ungelebtes Leben!“

Hunde sind besondere Haustiere, die dem Menschen sehr viel geben und ihm verlässlicher Begleiter sein können. Vor allem bei der sozialen Entwicklung von Kindern und Jugendlichen haben Hunde einen wichtigen Stellenwert, welchen ich mit dem Forschungsprojekt von BERGLER und HOFF (2000) und der Studie über den Einfluss von Hunden auf das Sozialverhalten von Schülern verdeutlichen wollte.

Auch alte Menschen, aber im Grunde **alle Menschen der pluralistischen Gesellschaft profitieren vom Zusammenleben mit Hunden**; Bereitschaft zur Kommunikation und Kooperation mit dem Tier vorausgesetzt.

Trotzdem scheint die Lebensgemeinschaft Mensch - Hund heutzutage vielfach gestört zu sein.

Es gibt zwei Extremformen menschlicher Beziehung zum Hund: Die übersteigerte Liebe bei Vermenschlichung einerseits, und die Versachlichung des Hundes als Spielzeug oder Accessoire andererseits. Dies spiegelt den Zeitgeist wieder und stellt ein gesellschaftliches Problem, der gestörten zwischenmenschlichen Beziehungen, dar.

Hunde sind zwar sehr anpassungsfähig, sie können aber keinen Menschenpartner ersetzen.

Es sind schließlich nur Hunde!

9 Zusammenfassung

Hunde sind wohl die vielseitigsten Haustiere.

Sie sind soziale Tiere und an die Welt des Menschen angepasst. Durch die vieltausendjährige Hund – Mensch – Beziehung haben Hunde ein ganz spezielles Sensorium für den Umgang mit Menschen erworben, was sie zu wertvollen Gefährten macht.

Doch wir vergessen manchmal, dass Hunde Tiere sind und keine Menschen, was letztendlich den Hunden Schaden zufügt.

Wir sollten nicht vergessen, dass wir Menschen ganz sicher nicht die einzigen begabten Lebewesen mit Empfindung und subjektivem Erleben sind und ich denke, wir können vom Hund – gerade in der heutigen Gesellschaft - einiges lernen.

10 Zu meiner Person

Name: Dorothea Antonie Hieger

Alter: 27 Jahre

Wohnort: Wien

Ausbildung: BBA für Sozialpädagogik/ Niederösterreich (1994- 1999)

Beruf: Betreuung von geistig behinderten und psychisch kranken Menschen im Wohnbereich
- Jugend am Werk (seit 2000)

E-mail: www.dorotheaH@gmx.at

Ich danke meinen Eltern, die es mir ermöglichten meine Kindheit mit Tieren (auch Hunden) zu verbringen.

Ich danke meinem Freund Jakob, der mich in allem unterstützt.

11 Literaturverzeichnis

BIELENBERG, W. (2004): Die Auswahl von Tieren für „Tiere als Therapie“, TAT-Universitätslehrgang/ Skripten, Veterinärmedizinische Universität Wien.

BIELENBERG, W. (2004): Dialog zwischen Mensch und Tier, TAT- Universitätslehrgang/ Skripten, Veterinärmedizinische Universität Wien.

BINDER, R. (2005): Tierschutz – Veterinärrecht, TAT- Universitätslehrgang/ Skripten, Veterinärmedizinische Universität Wien.

BRAUN, C. und SCHMIDT, M. (2003): Das Hundebesuchsprogramm in der Altenpflege. In: Otterstedt, C. Und Olbrich, E. (Hrsg.): Menschen brauchen Tiere. Grundlagen und Praxis der tiergestützten Therapie und Pädagogik. Stuttgart: Kosmos. S. 325 – 333.

BULL, A. (2005): Grundlagen für Tiergestützte Aktivitäten mit (Klein-) Tieren und Kindern („TGA“), Beitrag zu „Tiergestützte Therapie & Tiergestützte Fördermaßnahmen, Veterinärmedizinische Universität Wien.

BEBAK, J. A. A. (1988): The Effect of Animals on the Perception of Personality Traits. in: Delta Society, S. 36.

COPPINGER, R. & L. (2001): Hunde, Scribner Verlag, New York.

EIGENER, W. (2004): Enzyklopädie der Tiere, Nikol Verlag, Hamburg.

ENDENBURG, N. (1991): Animals as companions; demographic, motivational and ethical aspects of companion animal ownership. Thesis, Amsterdam.

FEDDERSEN-PETERSEN, D. (2001): Hunde und ihre Menschen, Franckh-Kosmos Verlag, Stuttgart.

FEDDERSEN-PETERSEN, D. (2004): Hundepsychologie, Franckh-Kosmos Verlag, Stuttgart.

GLASER, G. (2005): Am Anfang aber war der Wolf? Heute ist der Cousin des Wolfes Co-Therapeut, Eisbrecher und Schlüssel zur Seele!, TAT-Universitätslehrgang/ Hausarbeit - Veterinärmedizinische Universität Wien.

GREIFFENHAGEN, S. (1993): Tiere als Therapie – neue Wege in Erziehung und Heilung, Knaur, München.

GRIER, K. C. (1998): Children and Other Animals – Childhood Socialization and Pet Keeping in the U.S. In the Changing Roles of Animals in Society: Abstract Book of the 8th International Conference on Human- Animal Interactions, 10. – 12. September 1998: 54. IAHAIO, Prag.

HERRE, W. & RÖHRS, M. (1990): Haustiere - zoologisch gesehen, Gustav Fischer Verlag, Stuttgart, New York.

KERL, S. (1999): Hunde kaufen – mit Verstand. Der Ratgeber für Käufer und Züchter, Müller Rüschnikon VerlagsAG, Cham.

KLINGHAMMER, E. (1976): Wolf ethogram – abbreviations and definitions. Battle Ground, Ind.: Wolf Park.

KOTRSCHAL, K., BROMUNDT, V. und FÖGER, B. (2004): Faktor Hund. Eine sozioökonomische Bestandsaufnahme der Hundehaltung in Österreich, Czernin Verlag, Wien.

KUMHERA, S. (2005): Meridiantafeln des Hundes, animal learn Verlag, Bernau.

LORENZ, K. (1965): So kam der Mensch auf den Hund, dtv Verlag, München.

McCLASKEY, B. (1988): Child- Pet Interaction and Self- Concept of Children. In People, Animals and The Environment – Exploring our Interdependence: Abstracts of Presentations

of the 7th Animal Conference, 29. September – 1. Oktober 1988: 106. Delta Society, Florida/Orlando.

MELSON, G. F. (1995): The Role of Companion Animals in Human Development. In Animals, Health and Quality of Life: Abstract Book of the 7th International Conference on Human- Animal Interactions, 6. – 9. September 1995: 20- 23. AFIRAC; Genf.

MYERS, G. (1998): Interactive Bases of young Children's Sense of Self in Relation to Animals. In the Changing Roles of Animals in Society: Abstract Book of the 8th International Conference on Human- Animal Interactions, 10. – 12. September 1998: 70. IAHAIO, Prag.

OESER, E. (2001): Der Anteil des Hundes an der Menschwerdung des Affen: Von Platon zu Lorenz. In Konrad Lorenz und seine verhaltensbiologischen Konzepte aus heutiger Sicht. 225 – 232, eds. Kortschal, K., Müller, G. und Winkler, H. Filander Verlag, Fürth.

OLBRICH, E. (2003): Die Wirkungen von Tieren, Beitrag zu „Tiergestützte Therapie & Tiergestützte Fördermaßnahmen, Veterinärmedizinische Universität Wien.

OLBRICH, E. (2003): Tiere und Ethik, Beitrag zu „Tiergestützte Therapie & Tiergestützte Fördermaßnahmen, Veterinärmedizinische Universität Wien.

OLBRICH, E. (2004): Alte Menschen und Tiere: Eine bewährte Beziehung (Entwurf), Beitrag zu „Tiergestützte Therapie & Tiergestützte Fördermaßnahmen, Veterinärmedizinische Universität Wien.

OLBRICH, E. (2004): Menschen mit Demenz und Tiere – Zum Verstehen einer hilfreichen Beziehung, Universität Erlangen Nürnberg und Verein „Tiere helfen Menschen“.

OLBRICH, E. und OTTERSTEDT, C. (2003): Menschen brauchen Tiere – Grundlagen und Praxis der tiergestützten Pädagogik und Therapie, Franckh-Kosmos Verlag, Stuttgart.

PALMER, J. (2004): Die farbige Enzyklopädie der Hunde, Bellavista Verlag, Köln.

PROTHMANN, A. und ETTRICH, C. (2005): Ein Projekt zur Untersuchung interspezifischer Kind-Hund-Interaktionen, Beitrag zu „Tiergestützte Therapie & Tiergestützte Fördermaßnahmen, Veterinärmedizinische Universität Wien.

REINHARDT, C. und SCHOLZ, M. (2004): Calming Signals Workbook, Animal learn Verlag, Bernau.

RHEINZ, H. (1994): Eine tierische Liebe, Kösel Verlag, München.

RUTTNER, F. (1988): Biogeography and Taxonomy of Honeybees, Springer Verlag, Berlin, Heidelberg, New York, London.

SCHÖNING, B., STEFFEN, N. und RÖHRS, K. (2004): Hundesprache, Franckh-Kosmos Verlag, Stuttgart.

SERPELL, J. (1995): Development in dogs. World Congress Vet. Med. Israel, Abstract.

SERPELL, J. (1990): Das Tier und wir. Eine Beziehungsstudie. Zürich.

SOMMERFELD- STUR, I. (2005): Berücksichtigung von Rassemerkmalen für die Verwendung von Hunden im therapeutischen Einsatz, Skriptum zu „Tiergestützte Therapie & Tiergestützte Fördermaßnahmen“, Veterinärmedizinische Universität Wien.

TELLINGTON- JONES, L. und TAYLOR, S. (2005): Der neue Weg im Umgang mit Tieren, Franckh-Kosmos Verlag, Stuttgart.

WIESNER, E. und RIBBECK, R. (1978): Wörterbuch der Veterinärmedizin, VEB Gustav Fischer Verlag, Mürlenbach/ Eifel.

WILDE, N. (2005): Menschentraining für Hundetrainer (Originaltitel: It's Not the Dogs, It's the People!), Kynos Verlag, Mürlenbach/ Eifel.

WINKLER, S. (2001): So lernt mein Hund, Franckh-Kosmos Verlag, Stuttgart.

ZIMEN, E. (1992): Der Hund. Abstammung- Verhalten- Mensch und Hund, Goldmann Verlag, München.

Internet:

<http://www.bull-mastiff.de/therapiehund7.html>

Hunde als Therapeuten

Accessed: 2006 – 07 - 20

<http://www.de.wikipedia.org>

Mutualismus (Biologie)

Parasitismus

Probiose (Kommensalismus, Amensalismus)

Rasse

Accessed: 2006 – 07 - 19

<http://www.familie-im-web.de>

Hunde- Des Menschen treueste Gefährten von Dirk Jasper (1994-2006)

Accessed: 2006 – 04 - 27

<http://www.familienhandbuch.de>

Der Einfluss von Hunden auf das Verhalten und Erleben von Jugendlichen in der Großstadt Berlin

Accessed: 2006 – 05 - 10

<http://www.gkf-bonn.de>

Die Gesellschaft zur Förderung Kynologischer Forschung

Accessed: 2006 – 06 – 20

<http://www.htwm.de/rglaeser/glo.htm>

Definition Rasse

Accessed: 2006 – 10 – 25

<http://www.hundekosmos.de>

Völker und Hund

Der Stammvater

Der Urhund

Kulturgeschichte

Verbreitung

Accessed: 2006 – 04 - 27

<http://www.hund-und-halter.de>

Dogsworld – Pro Hund

Accessed: 2006 – 06 - 20

<http://www.johannschaefer.de/verhalten.htm>

Verhalten des Hundes

Accessed: 2006 – 07 - 19

<http://www.johannschaefer.de/Feddersen.htm>

Dr. Dorit Feddersen-Petersen

Accessed: 2006 – 07 - 19

<http://www.johannschaefer.de/Zimen.htm>

Wolf und Mensch. Eine lange Geschichte von Freundschaft und Feindschaft von Dr. Erik Zimen

Accessed: 2006 – 07 - 19

<http://www.kefk.net/Canidae/Systematik/index.asp>

Systematische Einordnung der Canidae (Hunde) - Familie

Accessed: 2006 – 07 - 19

<http://www.mdr.de>

Tierisch gesund – Heiler auf vier Pfoten! (2005)

Accessed: 2006 – 07 - 20

<http://www.nachrichten.at>

Hunde sichern Arbeitsplätze (OÖNachrichten vom 22.09.2004)

Accessed: 2006 – 04 - 27

<http://www.planet-wissen.de>

Rund um den Hund von Ute Brunne (2003)

Accessed: 2006 – 07 - 19

<http://www.royal-canin.de>

Große und kleine Hunde

Accessed: 2006 – 07 - 19

<http://www.socioweb.de>

Lexikon. Wissenswertes zur Erwachsenenbildung (Pluralistische Gesellschaft, 1999)

Accessed: 2006 – 04 - 27

<http://www.tierzeit.at>

Faktor Hund (2004)

Accessed: 2006 – 04 - 27

<http://www.wienerzeitung.at>

Hunde erziehen Menschen von René Freund (2006)

Accessed: 2006 – 04 - 27